



Folge 150.

(Seite 3641 bis 3664.)

Blätter
für den Abteilungsunterricht.Monatschrift
zur Förderung des österr. Schulwesens.

(Schriftleiter: Dr. Rudolf Peerz.)

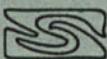
o o o

Inhalt:

Seite

1. Die Gegner der Staatsvolksschule	3641
2. Das Glockenspiel in Salzburg	3643
3. Bemerkungen über den Schul- und Volksgesang	3644
4. Opfer	3647
5. Anmerkungen zum Artikel: „Das Zuviel im naturgeschichtlichen Unterrichte“ vom Bürgerschul-Direktor F. Zoder	3648
6. Werktätiger Unterricht	3650
7. Ein Geburtstagsgedenken	3652
8. Wie aus dem Kandidaten ein Lehrer wurde . .	3653
9. Der Werwolf	3654
10. Pädagogische Reimpaare	3658
11. Bücherschau	3659
12. Kleine Mitteilungen	3660
13. Talaufwärts durch den Krieg	3663
14. Polack-Ecke	3664

o o o



75 Auszeichnungen!

Gegründet 1790.

75 Auszeichnungen!

L. & C. Hardtmuths

Kohinoor

. . Zeichenstifte

Schulstifte etc.

L. & C. Hardtmuth

WIEN IX. Budweis in Böhmen.

L. & C. Hardtmuths

Farbstifte

. . . Pastellstifte

Färbige Kreiden

Für Schulzwecke anerkannt bestes Fabrikat.

Durch jede Papierhandlung zu beziehen.

Abonnement-Schein.

An den Verlag von „Österreichs Illustrierte Zeitung“

Wien, VI., Barnabitengasse 7 u. 7 a.

Ich abonniere hiemit den Jubiläumsjahrgang (52 Hefte) von „Österreichs Illustrierte Zeitung“ mit der Monatsbeilage „KUNST-REVUE“ mit Vorauszahlung von 1/4jährig K 6.—, 1/2jährig K 12.— 1/1jährig K 24.—. Die ab 1. Oktober 1915 erschienenen Hefte sind nachzuliefern. Das im Laufe des Jahrganges erscheinende „Kriegsbilder-Album mit 52 Kunstblättern aus der Galerie Österr. Maler“ erhalte ich vollständig gratis, und zwar wöchentlich ein Kunstblatt.

Betrag { ist nachzunehmen.
folgt per Postanweisung.
wird durch einzusendenden Posterlagschein bezahlt. } (Das Nichtgewünschte
ist durchzustreichen.)

Name:

Adresse:

Hoher Extra-Vorzugsrabatt für Lehrer!

Pianos

Trautwein, WIEN, VII.

Mariahilferstraße Nr. 58 B.

Pianinos und Klaviere von hervorragender Klangfülle und Tonschönheit, gediegendster kreuzsaitiger Eisenpanzer-Konstruktion mit leichter, elastischer Spielart und verstellbarer Harfenton-Vorrichtung.

10 jährige, schriftliche, gesetzlich bindende Garantie! — 4 wöchentliche, frachtfreie Probelieferung nach jeder österreichischen Bahnstation!

☞ Ratenzahlungen ohne Preiserhöhung gestattet! ☞

Jeder Lehrer verlange umgehend kostenlos Zusendung der illustrierten Preisliste nebst Lehrer-Vorzugs-Rabatt-Tabelle!

Drei starke Hefte mit mehreren tausend Referenzen von Lehrern etc. gratis zur Verfügung

1916 (Juni).

Blätter

für den

(13. Jahr.) Folge 150.

Abteilungsunterricht

Monatschrift zur Förderung des österr. Schulwesens.

Bezugsgebühr 6 K (6 Pf.
7 Mtl.) jährlich. Einzelnum-
mer 60 h (60 Pf. 70 ct).
Postsparkt. Nr. 58.218.

Schriftleiter:

Feldpost 11.

Geschäftliches ausschließlich
an die „Verwaltung der
Blätter für den Abteilungs-
unterricht in Satzach“.

Dr. Rudolf Peerz.

Handschriften und Bücher an die Schriftleitung der Blätter für den Abteilungsunterricht in Mies (Böhmen).

Die Gegner der Staatsvolksschule.

Jede Sache, auch die beste, hat ihre Gegner. Das ist für das Ausreifen von Vor teil. Zumteist kennzeichnet ja erst die Bekämpfung den Wert des Gegenstandes. — Wenden wir diese allgemeine Erscheinung auf das dermalen in den Vordergrund gerückte Problem „Staatsvolksschule“ an, so finden wir im Lager jener, die sich gegen die Verwirklichung stemmen, folgende Gruppen: 1.) Die Länderautonomisten. Für sie gibt es zunächst ein Kronland und erst hernach ein Reich. Nicht als ob sie hiebei der einzigrächtigen Logik „Ehe Teile da sind, muß ein Ganzes bestehen“ widersprüchen! Was sie zur ängstlichen Wahrung des Länderpartikularismus veranlaßt, das ist die Besorgnis um ihre Herrschaft. So ein kleiner König in seinem Ländchen zu sein, das ist halt etwas Erhebendes; im großen Reich geht man unter. Die Herren Landräte verwünschen die Schule jeden Tag, sofern es ans Zahlen geht, und doch geben sie sie nicht frei, weil sie eben ein Stück Macht bedeutet. Der Vorortbürgermeister sträubt sich, solange es geht, gegen die Einbeziehung seiner Gemeinde in den Stadtbezirk, weil er dann eben nicht mehr der hochgeehrte Herr Bürgermeister, vor dem sich soundsoviiele beugen, und die Frau nicht mehr die gefeierte Protektorin ist. Nicht wesentlich anders verhält es sich mit unseren Länderautonomisten. — 2.) Die nichtdeutschen Völker des Reiches. Sie setzen den Begriff „Staatsvolksschule“ mit „deutscher Volksschule“ gleich. Schlagwörter verfangen immer; auch in diesem Falle ist das zu bedenken, bezw. rechtzeitig vorzubauen. Ob nun die Volksschule staatlich wird oder nicht, das ändert nichts an dem Streben, Deutsch als „Wirtschaftssprache“ der Monarchie allgemein zur Geltung zu bringen. Wir gehen nun einmal einer Zeit des wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit dem Deutschen Reiche entgegen, u. zw. schon aus dem Grunde, weil uns ja die Feinde völlig vom Weltmarkt abschließen wollen; demnach muß als gemeinsame Vermittlungssprache die Geltung haben, die uns überall entgegentritt. Daz die gemeinsame Sprache ein bedeutsames Mittel der Vereinheitlichung des Reiches ist, ist klar. Darob braucht jedoch die Muttersprache keineswegs Schaden zu leiden, noch weniger das angestammte Volkstum. Die Gegner sind mit den Bedenken gleich zurhand, weil sie sich in einem Atemzuge so leicht aussprechen lassen und in der Regel wirken. Sache der staats treuen Lehrerschaft, sei sie nun deutsch oder nichtdeutsch, wird es sein, die Haltlosigkeit zu beleuchten und die Massen vor dem Gespenst der Demagogie zu bewahren. — 3.) Die Kirche. Sie ist nur zum Teil im Lager der Gegner,

Sie betrachtet nun einmal die Schule als ihr Eigen, weil diese von ihr begründet wurde. Die Schlussfolgerung ist nicht einwandfrei, abgesehen davon, daß ihr schon längst die Realität fehlt. Ich kann recht wohl eine Sache anregen und in den Anfangsstadien pflegen; allein kommt einmal die Zeit, da meine Mittel nicht mehr reichen, sie nach dem Bedürfnisse der Zeit auszustalten, so gebe ich sie an einen machtvollen Faktor ab. Nun kann ich allerdings je nach Geschmack und Bedürfnis jede Stunde darauf verweisen, daß ich der Schöpfer bin; allein nimmer steht es mir zu, ein Eigentumsrecht geltend zu machen. Wie hätte auch die Kirche im Verlauf des wirtschaftlichen Aufschwunges die Schulbildung auf die Dauer fortführen können! Das Bürgertum mußte heran, im Verlaufe schlossen sich Staat und Land zusammen, das gab die Länderschule; nun will der Staat als größter Besitzer den ungeheuren Apparat versorgen; das ist ein natürlicher Verlauf, den niemand aufzuhalten vermag. — 4.) Ein Teil der „deutschen“ Lehrerschaft. (Hört, hört!) Es klingt nach allem, was unter 1—3 angeführt wurde, unglaublich, auch ich hätte es niemals für möglich gehalten; allein es ist Tatsache geworden (freilich nur in sehr bescheidenem Maße) und so muß man wohl oder übel im eigenen Lager dem Feinde begegnen. Es soll, sosehr auch die Sachlage zu Spott und Ärger reizt, in ruhig-sachlicher Weise geschehen. Was wird da als Beweis, daß die Staatsvolksschule nicht anzustreben sei, aufgeführt?

a) „Die guten Steuerzahler (die Sudeten- und Donauländer) kommen sodann zum g. T. für die Schulen der armen Kronländer auf. Da kann es passieren, daß man mir den Gehalt verkürzt und dafür dem Kollegen in Kärnten, Steiermark, Krain, Küstenland, Dalmatien, Tirol, Salzburg soviel dazu gibt, daß er mit mir gleichgestellt erscheine!“ — Wie armselig und kurzsichtig doch eine derartige Befürchtung ist! Ist es denn möglich, daß angesichts der Teuerung, die nicht so ohneweiters abgleiten wird, eine Verminderung des Einkommens platzgreifen kann? Wer wird dann noch Lehrer werden wollen? — Der Raumze ist nicht verlegen; er erwidert kurzweg: „An Lehrerinnen ist kein Mangel!“ — Darauf ich: „Gewiß! Allein, wie kann ein Staat, der gerade in dem gegenwärtigen Weltkriege erkannt hat, daß die Schule einen Teil der Wehr bedeutet, daß sie bei dem zu gewärtigenden „Volksheere“ den ersten wichtigsten Teil der Ausrüstung, die moralisch-geistig-physische Bildung, besorgt, sie der Verweiblichung anheimgeben?“¹ — Wollte mein Gegenüber auch auf diesen Hinweis hin fragezeichen hervorholen, so wendete ich ihm den Rücken mit den Worten: „Ja, mein Lieber, wenn Sie den Zug der Zeit nicht verspüren, dann kommen wir freilich nicht zu einem Ende, dann ist eben alles Beweisen vergeblich!“

— b) „Wer weiß, ob man uns nicht in die Rangsstufen der Diener einreihst! Jetzt haben wir unser Sicherst; das ist besser als Versprochenes.“ Darauf würde ein Geschäftsmann antworten: „Dann dürfen Sie, Verehrtester, überhaupt nichts wagen, nichts unternehmen!“ — Ich denke weniger materialistisch, sondern sage: „Also die Sorge um deinen Groschen läßt Dich auf ein so ideales Gut für unseren Staat und Deinen Stand, wie es die staatlich fundierte Schule, die Dich der bisherigen Fesseln befreit, ist, im voraus verzichten? Wollte ich die reale Seite beleuchten, so käme ich wieder zur Schlussführung im vorhergehenden Punkte. Übrigens, wo in aller Welt können Staatsbürger mit Matura zum Dienerpersonal geschlagen werden? Hat uns unsere Reifeprüfung bisnun den Weg zum Einjährigenjahr, zur Bahn, zur Post erschlossen, so wird sie doch in Hinkunft, da ja die Lehrerbildung vor einem Aufstiege steht, umso mehr bedeuten! — c) „Die Mittelschule zeigt als Staatsanstalt auch nicht gerade das idealste Bild.“ Das ist leider richtig, wiewohl man

¹ An die g. Lehrerinnen: Nicht böse sein! Es soll damit die Berechtigung der Frau als Lehrerin in keiner Weise geschmäleret, sondern nur darauf verwiesen werden, daß Soldaten in der Regel doch nur durch Männer herangebildet werden können.

nicht vorschnell verallgemeinern soll. Allein, wo liegen die Gründe? Etwa im Statut? Es ist das denkbar beste. Aber die Executive! Sie ging zum größten Teile durch die Länder, bezw. durch die Parteien in denselben. Bei Stellenbesetzungen, Reformen, bei allem und jedem redeten die Abgeordneten mit; so wurde die österreichische Mittelschule der Tummelplatz politischer Aspirationen. — Freilich, wenn das System des Forstwurststils und Paktierens weitergeführt werden soll, wird die Staatsvolkschule das Schicksal der Staatsmittelschule teilen. Aber kann eine solche Zeit nach all den gemachten trüben Erfahrungen und zu erhoffenden Umwälzungen noch einmal kommen? Unmöglich! Und wenn, so auf kurze Frist, denn dann zerfällt der Staat und neue Gebilde treten an seine Stelle. — Man hat seinerzeit die Schulfeiern mit ihren Prämien abgeschafft, weil mancherorts Unfug getrieben wurde; nun soll eine Institution nicht platzgreifen, weil einige Vertreter nicht das Erhoffte aufzeigen. Kann die Ausnahme unter anders gearteten Umständen das Ganze in Frage stellen? — d) „Wir sind mit unserem Einkommen ohnedies schon im Range, der angestrebt wird, und unsere Landboten sind ganz gute Leute!“ Wie kleinlich, wie — peinlich, da man von einem so wichtigen Stande, wie es der Lehrer ist, in großer Zeit Großes erwartet! — e) „Innerhalb der nationalen Abgrenzung lassen wir uns eine Art Staatsvolkschule gefallen.“ Um auf eine solche Utopie zu erwidern, müßte ich weit ausgreifen und ein Stück Nationalpolitik aufdecken, die die Zensur wohl kaum passieren ließe. Nur soviel sei verraten: Die Deutschen Österreichs können unmöglich auf ihre Führung in dem Reiche, dessen Bestand sie wieder (wenn auch nicht ausschließlich) mit ihrem Blute besiegelt haben, verzichten. „Jedem Volke in unserem Staate sein Recht, aber dem deutschen Volke die Führung!“ Das ist die Lösung für die Zukunft unseres Vaterlandes.

Die Staatsvolkschule wird kommen, sie muß kommen, weil mit ihr das Geschick des Reiches eng verknüpft ist. Sehe nun jeder zu, daß er in der Geschichte, die man einstens über sie schreiben wird, nicht die Rolle des Büsumers spiele! —

Peerz.

Das Glockenspiel in Salzburg.

Durch Morgenluft und Sonnenschein
Klingt vielstimmig Geläute,
Ein jeder stellt die Arbeit ein
Und horcht, was es bedeute.

Ein uralt Lied dem Erz enttönt,
Leicht führt der Wind es weiter,
Ein einfach Lied den Tag verschönt,
Ein Volkslied, ernst und heiter.

Und Mittags, wenn die Sonne blinkt
Vom Himmel hoch hernieder,
Das alte Lied aufs neu erklingt,
Es grüßt das Lied uns wieder.

Und flammt der Berg in Abendglüh'n
Und leuchten Fels und Hänge,
Noch einmal in die Weite ziehn
Des Liedes Glockenklangen.

Karl Cornelius Rothe.

Bemerkungen über den Schul- und Volksgesang.

Es sei mir gestattet, einige Erfahrungen über den Schul- und Volksgesang zu beleuchten. Jedoch liegt es mir ferne, durch meine rückhaltslosen Ausführungen als Denunziant zu gelten. Ich wünsche vielmehr zum Wohle des Gegenstandes, daß die Übel gründlich beseitigt werden, auch zum Heile der Jugend und des Volkes.

Ist der Gesang auf der Unterstufe gut gepflegt worden, so ist es ein leichtes, nicht allein einen reichen Schatz von Liedern der Mittel- und Oberstufe beizubringen, sondern in diesen Stufen auch noch eine Begleitstimme einzuführen. Hiezu kann der Lehrer dann auch noch eine dritte Stimme singen, wodurch nicht nur die Lust zum Gesange gehoben, sondern auch die Treffsicherheit und Selbständigkeit der Schüler ungemein gefördert wird. Daher hat auch der Lehrer bereits auf der Unterstufe nach öfterer Wiederholung der eingelernten Lieder diese mit einer richtigen zweiten Stimme allein zu begleiten.

Leider sind nicht alle Lehrer sangesfroh oder so musikalisch gebildet, daß sie eine richtige zweite Stimme gebrauchen. Selbst im Soldatenliederbuch von Heinrich Dieter gibt es vielfach Fehler im Satzbau wie auch in der Führung der zweiten Stimme.

Da das Volk hauptsächlich aus Unkenntnis sich einer falschen Begleitstimme bedient, müssen alle Gesangsbücher in dieser Beziehung makellos da liegen, gewissermaßen belehrend einwirken.

Auch die Auswahl der Lieder läßt vieles zu wünschen übrig: Da werden oft Lieder geübt, die wegen ihres geist- und gemüttötenden Charakters gar nicht in die Schule gehören, ja solche Lieder werden wochenlang eben bereits in der Unterstufe „gedroschen“, trotzdem schon von vornherein nicht ein Körnlein Geist darin enthalten ist.

Ich erinnere nur an „O, wie wohl ist's mir am Abend“; dieses — den Ausdruck Lied verdient es gar nicht — allein hätte mich bald zum Wahnsinn gebracht, da es noch dazu fürchterlich gezogen wurde. Ein Lehrer mit solcher Gemütsverfassung verlasse, je eher umso besser, die Schule. Das Kind will muntere Weisen, seinem Charakter entsprechend. Dann wird es sangesfroh und geistig rege, man sieht die Lebenslust aus seinen Augen sprühen, dann werden auch keine geistig schlappen Kinder in den höheren Stufen zu finden sein, die Gesangsstunde wird eine der begehrtesten werden, was leider noch nicht überall zu finden ist.

Werden obige Bedingungen erfüllt, wird auch auf der Mittel- und Oberstufe ein großer Schatz von Liedern angeeignet werden können. (Daher war es mir möglich, an einer Schule nach einem zweijährigen Turnus bis 60 zweistimmige Lieder auf der Oberstufe tadellos einzuführen, denn die Kinder waren sehr gut vorgebildet und sangen sehr oft selbst auf dem Schulwege.)

Ebenso läßt die Rhythmik schon auf der Unterstufe viel zu wünschen übrig; $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{8}$ und $\frac{3}{16}$ Noten kennt oft mancher Lehrer nicht. Ist's da zu verwundern, wenn man erst nach langem, langem Zuhören das Lied erkennt? Traurig, aber wahr!

Dieselben Folgen treten naturgemäß ein, wie sie oben geschildert sind.

Die Aussprache des Textes läßt im großen und ganzen nichts zu wünschen übrig. Hingegen mangelt, oft unbewußt, der Sinn für die richtige Betonung; auf einem schwachen Taktteil aufsteigende Melodien oder aufsteigende Nebensilben werden oftmals betont, was zwar leicht auf der Hand liegend, aber grundfalsch ist.

Eine Vermehrung der Gesangsstunden auf der Unterstufe um 1/2, auf der Mittel- und Oberstufe um 1/2 bis 2/2 Stunden wöchentlich würde noch mehr den

Liederreichtum erhöhen; es wolle aber nicht länger als eine Halbstunde gesungen werden, da die meisten Lehrzimmer der Hygiene des Gesanges nicht entsprechen und längerer Gesang der Gesundheit nachteilig wäre. Unbedingt muß aber während des Singens gestanden sein.

Um einen gewissen Schatz an Liedern zu erlangen, möge nur ein Gesangsbuch (nicht für einen Bezirk allein, sondern für das ganze Land — es wäre dies auch für die Deutschen des ganzen Reiches möglich) eingeführt werden, aus dem nach einem aufzustellenden Turnus die Lieder eingeübt werden müssen. (Das Gesangsbuch erschien in drei Teilen: 1. Teil = 1.—4. Schuljahr, 2. Teil = 5.—8. Schuljahr, 3. Teil für der Schulpflicht Entwachsene.) Fühlen sich doch viele berufen, ein Gesangsbuch zusammenzustellen, daher besteht eine Unzahl solcher; da findet man nur geänderte Texte und Melodien desselben Liedes, wohl nicht zum besten der Einheitlichkeit. Mancher Lehrer findet nur an sehr wenigen Gefallen und „drischt“ daher nur diese; ein anderer bringt Lieder, die der Nachfolger nicht kennt — sein Erfolg war mit seinem Scheiden abgeschlossen, fürs Leben hatte das Kind somit gleich nichts. Es fehlt mithin an der Einheitlichkeit! Hat der Lehrer den vorgeschriebenen Turnus erreicht, sei ihm nicht verwehrt, zu einem anderen Liederbuche zu greifen.

In der Schule müßte auch das Marschieren, und zwar bereits auf der Unterstufe sowohl bei Marschliedern als auch bei geeigneten Volks- und Soldatenliedern geübt werden; sonst käme es wiederum vor, daß Soldaten zum Marschieren $\frac{3}{4}$ und $\frac{3}{8}$ Takt-Lieder singen, denn viele wissen nicht, daß der schwere Taktteil = die betonte Silbe, auf den linken Fuß fällt — ja, in der „Liederquelle“ von Adalbert Proschko und Franz Pammer finden wir das Gegenteil! Wie notwendig ist somit die Einheitlichkeit!

Der entlassene Schüler tritt ins Leben und hört nun Zote auf Zote: O, Susanna — Trink' ma noch a Flascherl — Margarethe, Mädchen ohne gleichen — Auf der grünen Wiese — usw. usw.

Es fehlt ihm eine reiche Auswahl an Liedern auch für seine Altersstufe in einem Buche. Hätte er dieses billig und gut gebunden in der Hand, griffe er zu diesem und zu seinen früheren. Seitens der Behörden könnte ein Fond geschaffen werden, aus welchem dies letzte Buch besorgt werden würde und das jedem austretenden Schüler, auch den Mädchen als Geschenk gereicht werde. Daher mögen im letzten Bande auch Studenten- und Liebeslieder, sowie Jodler und mundartige Lieder enthalten sein, die zum Großteil dem Volke in seiner Lebenslust entsprungen sind. Sein Geschmack wäre geläutert und er wird so manches Grammophonstück verdammten und lieber selbst singen.

Kommt der Jüngling zum Militär, hat er seinen Liederreichtum bereits um bedeutendes vermehrt, durch das Reichsgesangsbuch könnten alle — Nord- und Süd-, Ost- und Westländer — miteinander singen, es gäbe auch keinen Streit des Textes oder der Melodie wegen. Ebenso werden dann die Zoten selbst unter dem Militär keinen Gefallen finden. Nach den Militärjahren wird mit Lust weiter gesungen werden, selbst von den Verheirateten auf dem Lande, die bisher größtenteils antworteten: „Für einen Verheirateten paßt das Singen oder der Gesangsverein nicht.“

Während der Ableistung meiner Landsturmdienstpflicht machte ich die traurige Erfahrung, daß sehr, sehr viele der Mittel- und Hochschule Entstammenden sehr arm an Volks-, Marsch und Vaterlandsliedern sind. Wieso? In der Mittelschule ist der Gesangunterricht unobligat. Dieser müßte durch alle Jahre dieser Schulkategorie

wie auch aller anderen unter der Hoch- und Mittelschule stehenden Anstalten Pflichtgegenstand mit zweiwöchentlichen Halbstunden werden.

Und nun einige Bemerkungen zu der Denkschrift, die besonders seitens der Militärbehörde die Schule wegen der Liederarmut der deutschen Soldaten anklagt. Nach der vorstehenden Ausführung ist die Klage gerechtfertigt, aber nur zum Teile. Ein beklagenswerter Umstand ist der, daß insbesondere das ländliche Volk den Gesangsvereinen (auch Turnvereinen) mit Antipathie gegenübersteht, ja manche Gesangsvereinsmitglieder haben ungerechtfertigt die verschiedensten Unannehmlichkeiten wegen ihrer Vereinsangehörigkeit zu erleiden. Ich verweise auf meinen diesbezüglichen Artikel, enthalten in den „N.-ö. Volksbildungsblättern“ Nr. 399 ex 1915, redigiert von Schulrat Jos. Wichner in Krems.

Es fehlt an Aufklärung und Einsicht des Volkes!

Daher wäre es höchst notwendig, wenn zu der einzuführenden militärischen Jugendvorbildung, zu deren Besuch gesetzlicher Zwang verpflichtet müßte, nur Lehrer verwendet werden würden (allen anderen Faktoren mangelt es an vielem) und $\frac{1}{2}$ Stunde wöchentlich zumindest auch gleich für den Gesang angesetzt wäre.

Gegen entsprechende Honorierung würde wohl jede Lehrperson sich dieser neuen Aufgabe gerne widmen. Auch müßte die erzieherische Macht des Lehrers bis zur Militärpflichtigkeit des Jünglings, zumindest aber bis zum 18. Jahre erweitert werden, wodurch manche Unbotmäßigkeit ausbleiben würde. Über diese klagen bereits viele Einsichtsvolle.

Endlich müßte den Gesangsvereinen seitens der Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger in Wien ein größeres Entgegenkommen gebracht werden; durch ihr drangsalierendes Vorgehen untergräbt die genannte Gesellschaft jede Lust zur Tätigkeit in den Gesangsvereinen, wodurch das deutsche Lied noch mehr herabkommt. Hievon weiß unser Verein ein recht traurig Lied zu singen.

Vorstehende Ausführungen mögen als Ergänzung dienen zu dem trefflichen Artikel „Staatsbürgerliche Bedeutung des Volksgesanges“ von Prof. Hans Wagner, Wien, in der Sonderbeilage zum „Verordnungsblatt f. d. Dienstber. des k. k. n.-ö. L. Sch. R.“ Stück I, Jahrgang 1916.

Durch den Titel „Des Deutschen Liederschatz“ (eine Sammlung der beliebtesten Lieder für Schule und Volk) möge das nationale Bewußtsein, das vielfach noch wenig Wurzel in der ländlichen Bevölkerung gefaßt hat, gehoben werden.

In der Zusammenstellung der Lieder für das 7. und 8. Schuljahr sind auch viele Lieder im dreistimmigen Satz für Bürgerschulen enthalten. Wie für die Unterstufe eine zweite Stimme, vom Lehrer allein zu singen, ausgesetzt ist, so dient ihm für die Mittel- und Oberstufe eine dritte, für die dreistimmigen Lieder der Bürgerschule eine vierte Stimme zur Begleitung, wodurch die Selbständigkeit und der Reiz zum Gesange wesentlich erhöht wird. Durch diesen Weg würde auch bei der der Schulpflicht entwachsenen Jugend sowie beim Volke überhaupt ein richtiger mehrstimmiger Gesang Eingang finden, falsche Begleitstimmen und „Schusterbässe“ verschwänden!

Über schulbehördlichen Auftrag habe ich eine Sammlung der beliebtesten und schönsten Lieder (auch Jodler und mundartliche Lieder, der Altersstufe entsprechend) für ein Reichsgesangsbuch zusammengestellt und diese maßgebenden Ortes in Vorlage gebracht. Die Auswahl ist eine reiche und eignet sich für einen zwei- bis dreijährigen Turnus: 1. und 2. Schuljahr 53, 3. und 4. Schuljahr 45, 5. und 6. Schuljahr 52, 7. und 8. Schuljahr 83, für der Schulpflicht Entwachsene 182 Lieder. Bei solch reicher Auswahl braucht nicht mehr zu Seichtem und Zottigem gegriffen zu werden!

Drum wolle jeder nach seinen besten Kräften mitwirken an der Schaffung eines einheitlichen, deutschen Gesangsbuches für das ganze Reich — und es wäre bei gutem Willen und bei Einsicht möglich, diese Einheit auch auf das Deutsche Reich auszudehnen!

Oberlehrer Hugo Bohuschke.

Opfer.

(Erstdruck.)

Der Jüngling lächelt: „Mein Herzblut — mein Leben —
Nichts als mein Leben darf ich geben?
Könnt' ich's doch tausend- und tausendfach!
Denn die Ehre, die Ehre folgt mir nach!
Süß Mütterlein, liebste Frau, ade —
Hinaus in den Tod der Maschinengewehre!
Die Kugeln küssen — sie tun nicht weh —
Die Ehre folgt mir, die Ehre!“

Er stürmt — er verschenkt sein Leben, sein Blut . . .
Weib, Mütterlein, wißt ihr's? Er ruht — er ruht
Unter fremdem Hügel — und schlafst so gut . . .
Ein schwarzes Kreuz — ein durchschossener Helm —
Ein rot Bajonett am Gewehr —
Alles, was blieb! Armer Schelm!
Nein doch — eins blieb: Die Ehre!

Und eins . . . blieb noch: Ein Mutterherz,
Zerbrochen und zerrissen.
Und eins blieb auch: Ein Frauenschmerz,
Tags irrende Blicke allerwärts,
Nachts schluchzende Tränen im Kissen . . .

Kennt ihr Flammen, die lodern nicht,
Aber glutzen?
Kennt ihr Wunden, die rinnen nicht,
Aber bluten?

Kein Lippenzucken, in Qual geboren,
Kein gramvoll Harren, kein düsteres Sorgen,
Kein flüsterndes Beten ist Gott verloren,
Kein Weinen bleibt ihm verborgen.

Alles Leid
Strömt zu ihm, ein gewaltig Opfer,
Strömt zu Gott in die Ewigkeit.

Gütig blickt er hernieder: Da schmiegt
Ein Weib den Kopf an ein Bettchen — drin wiegt
Ihr kleiner Prinz sich im Kindertraum —
Leis — wohlgläcklich — und atmet kaum.

Hierwohnzt ihr Glück — hier webt ihre Welt —
Sie streichelt selig die süße Hand
Und — denkt an den Vater draußen im Sand
Und hört die Kugel — und sieht, er fällt,
Und weiß: Ihr Söhnchen wächst . . . und als Held
Stirbt er dann auch dem Vaterland . . .

Verloren lauscht sie . . . Klang der Gewehre?
Versonnen horcht sie . . . Die Ehre . . . die Ehre . . .

Anmerkungen zum Artikel: „Das Zuviel im naturgeschichtlichen Unterrichte“ vom Bürgerschul-Direktor F. Zoder.

Vorbemerkung: Damit der angegriffene Teil nicht einen Monat den unbefriedigten Gross in sich trage, ist es bei den Bl. Regel, Kritik und Erwiderung in einundderselben Folge zu bringen. Ob die Offensive im vorliegenden Falle erledigt ist, steht dahin.

D. Sch.

a) Kritik.

Wer die Geschichte der in Wien eingeführten und der abgelehnten Lehrbücher für den Naturgeschichtsunterricht an Bürgerschulen kennt, dem werden mancherlei Andeutungen und Seitenhiebe in diesen und ähnlichen (immer sehr kurzen) Ausführungen des Verfassers psychologisch allerdings sehr begreiflich sein, wenn sie auch nicht gerade von kluger und geschickter Taktik zeugen.

Vor allem vermeidet es der Herr Verfasser, irgend eines der berührten Themen genauer zu besprechen. Er bleibt vieldeutig. Selbst Daten, wo er scheinbar ganz deutlich ist. So z. B. gleich im 3. Absatz Seite 3568. Nach den dort gegebenen Sätzen müßte man annehmen, er sei dafür, daß Ratschläge über Erste Hilfe eine Art Monopol der 3. Bürgerschulkasse zu bilden haben. Ich habe der Hygiene im Naturgeschichtsunterricht eine ganze Vorlesung gewidmet und an vielen Beispielen zu zeigen gesucht, daß der gesamte Naturgeschichtsunterricht zugleich auch ein hygienisch erziehender und belehrender sein solle. Es erscheint denn doch direkt absurd, ein für das ganze Volks- und Staatsleben so überaus wichtiges Thema auf eine Klasse beschränken zu wollen, die — wie der Verfasser selber zugibt — nur von dem kleinsten Teil der in die Volks- und Bürgerschule eintretenden Schüler besucht wird.

Der Verfasser oder richtiger Bearbeiter eines neuen Lehrbuches beschwert sich über neue Lehrbücher! Ich will nicht alle Streitfragen neu aufwärmen, ich kann aber nicht unterlassen, den Verfasser aufmerksam zu machen, daß die von ihm im vierten Abschnitte gegebenen Anregungen gerade in jener Zeit besonders gepflegt worden sind, die vom Verfasser des von ihm bearbeiteten Lehrbuches heftig bekämpft wurde. Näheres darüber kann er in meinen Vorlesungen über allgemeine Methodik des Naturgeschichtsunterrichtes nachlesen. Eichelberg, Lüben, Poberny, Leunis u. a. waren es, die das Vergleichen und Unterscheiden sehr eifrig gepflegt haben.

Die im folgenden Abschnitte empfohlene Auswahl und Behandlungsweise, die ja von Zeitgenossen ad absurdum geführt worden ist, ist besonders geeignet, einseitige und schiefe Auffassungen zu fördern.

Ebenso merkwürdig ist der erste Absatz S. 3569, in dem der Verfasser uns auch einen tiefen Blick in die Freiheit gewinnen läßt, die ihm seinerzeit bei der „Bearbeitung für Österreich. Schüler“ gegeben war!

Die enge Beschränkung und Einschränkung des Lehrstoffes ist ihm überhaupt besonders ans Herz gewachsen. Nach seinen kurzen Andeutungen wäre es also verfehlt, in der Volksschule — geschweige denn in der ersten Bürgerschulkasse — die Befruchtung der Kirschen zu besprechen, denn die „Blütenbiologie samt Befruchtung“ ist ja Monopol der zweiten Bürgerschulkasse. Für den Volkschüler genügt es, zu wissen, „die Blüten sind schön, sie geben den Bienen Honig und Blütenstaub“ (ich dachte, die Bienen holen sich den Honig und den Blütenstaub!). Mehr nicht! Denn erst in der zweiten Bürgerschulkasse darf der Unterschied zwischen Wind- und Insektenblüten „entdeckt“ werden. —

Zu den Ausführungen über Mineralogie und Geologie ließe sich noch viel mehr sagen. Da dozieren die Lehrbücher! Der Verfasser denkt eben immer zuerst an die Lehrbücher, an seine und an die „anderen“, die „eingeführten“.

Der Verfasser beruft sich auf seine „Musterlektionen“ über die Geologie des Wiener Bodens, macht sich aber gleichzeitig über einen „jungen“ Lehrer lustig, der in der Volksschule Versteinungen besprach, weil sie die Kinder in die Schule gebracht. Den Zwiespalt in seinen Ausführungen bemerkte er gar nicht. Statt der kurzen, mehr skizzenhaft gehaltenen, sich widersprechenden und unklaren Darlegungen, läse ich gern einmal eine ausführlichere und gründlichere seiner Ansichten. Besonders auch eine Schilderung genaue Durchführung seines didaktischen Grundsatzes: „Das wirst du später einmal erfahren, bis du mehr gelernt hast und mehr verstehst“. Interessant wäre es auch, zu erfahren, wie sich Bürgerschuldirektor F. Zoder die Anwendung seines letzten, also wohl wichtigsten Grundsatzes im Sinne der auf den vorhergehenden Seiten 3566, 3567 gegebenen Ausführungen: „Feinde des Fortschritts — Feinde des Vaterlands“ denkt.

Karl C. Rothe.

b) Erwiderung.

Es ist doch merkwürdig, daß ein junger Volksschullehrer besser wissen will, was der Bürgerschule frommt, als ein vielerfahrener Bürgerschullehrer und daß er förmlich als der Anwalt eines bestimmten Bürgerschul-Lehrbuches auftritt, das er gar nicht verfaßt hat.

Im Einzelnen habe ich zu sagen, daß ich die Geschichte von der Einführung dieses Lehrbuches nicht zu scheuen habe und daß eine „Taktik“ meinerseits mir nicht bewußt ist. Von der „Ersten Hilfeleistung“ sage ich, daß es methodisch nicht richtig ist, sie vor der Somatologie zu lehren und warum das die Behörde doch angeordnet haben dürfte. Die Bezeichnung „absurd“ ist da ganz ungehörig und umso mehr, als ja bis zum Erscheinen des neuen Lehrplanes (1907) das als absurd bezeichnete Lehren der Ersten Hilfe im Anschluß an die Lehre vom menschlichen Körper durch Jahrzehnte nach dem behördlichen Lehrplane geübt wurde, und es war gut so. Übrigens wird der denkende Lehrer in der dritten Klasse bei der Somatologie darauf zurückkommen. Wie gesagt, ist dazu in meinem Lehrbuche in einem Abschnitte „Lebensrettung“ Anlaß gegeben. Daß die dritte Bürgerschulkasse nur „von dem kleinsten Teil“ der Schüler besucht werde, das habe ich nicht gesagt und es ist auch nicht der Fall. So enthält z. B. eine Mädchen-Bürgerschule, deren Sprengel zu drei Viertelen in Ottakring liegt, drei erste, zwei zweite und zwei dritte Klassen-Abteilungen, wie wohl viele Mädchen mit erreichter Schulmündigkeit austreten, da man sie zu Hause braucht.¹

Erste Hilfe und Hygiene sind doch nicht einunddasselbe, womit der Hinweis auf einen Vortrag etwas gesucht erscheint.

Was Lüben und Schmeil und überhaupt die Geschichte der Methode anbelangt, da bedarf ich keiner Belehrung. Habe ich doch die Methodik des Naturgeschichtsunterrichtes vom Jahre 1881 bis zum Schlusse des Pädagogiums (1905) gelehrt, habe die Wissenschaft selbst und die Fortschritte der Unterrichtsmethode verfolgt und bin selbst in der Front der Neuerer und Besserer marschiert (Viele Vorträge in der Pädagogischen Gesellschaft, im Volksbildungs- und im Vereine der Lehrer und Schulfreunde, viele Aufsätze in mehreren Schulzeitungen). Bei Lüben war eben das Vergleichen und Unterscheiden die Hauptsache, Junge und Schmeil haben an dessen Stelle die Biologie gesetzt und darum sage ich, man soll das Erstere nicht ganz vernachlässigen.

Die von mir empfohlene naturgemäße Verteilung des Lehrstoffes kann gar niemand ad absurdum (schon wieder!) geführt haben, da die elementaren Unterrichtsgrundsätze, auf die sich meine Darlegungen stützen, unumstößlich sind. Die Bemerkung, daß die Blüten den Honig nicht geben, daß ihn die Bienen holen, ist geistreich und doch hört man jetzt oft sagen: Wenn nur die Kühe mehr Milch geben würden! — Daß man da Zugeständnisse machen muß, wenn man mit einem Zweiten ein Buch verfaßt, ist natürlich, da ist nichts „tief zu blicken“; aber sehr tief ist zu blicken, wenn in einer Naturgeschichte steht, daß der Karpfen zwar mit dem Maul fräßt, aber wo anders schmeckt, daß die Nasenlöcher sein Geschmacksorgan sind (!). Auf dieses, das Stingl'sche Lehrbuch, mußte ich zu reden kommen, sonst sagt man, der Mensch lebt in der Einbildung, es „doziert“ ohnehin niemand. Darin werden schon im 1. Teil die Mineralien nach dem Muster des Lehrbuches für Oberrealschulen abgehandelt, wird Kindern, die keine Spur von chemischen Kenntnissen haben, von der Entstehung der Mineralien vorgeschwätzt, so daß die armen Kinder Worte ohne Sachkunde nachplappern müssen — wenn nicht der Lehrer hier Einhalt tut. Was der neue Lehrplan neu einführt, aber wohlweislich auf der Oberstufe ansetzt (auch ein Monopol?), wird den zwöljfährigen Kindern aufgenötigt, Dinge, die sie später selbst finden könnten, unter verständiger Anleitung. Daß die Geometrie die Flächenberechnung erst auf der 2. Stufe lehrt und die Körperferechnung auf der 3., das dürfen selbst die Ad absurdum-Führer begreifen; aber in der Naturgeschichte wird geflunkert, wird an der Jugend gesündigt.

Auch die „Musterlektionen“ mußten angeführt werden, da ihnen hunderte Lehrer und Lehrerinnen im Laufe der Jahre beigewohnt haben, die alle Zeugen sind, daß ich die Erdgeschichte in der Bürgerschulen schon vor mehr als 20 Jahren gelehrt, daß ich sie eingeführt habe in der Bürgerschule, u. zw. auf der Oberstufe. Daß mir „enge Beschränkung, Einschränkung des Lehrstoffes besonders ans Herz gewachsen“ sei, ist ein glatt erfundener Anwurf, erfunden, um von den verteidigten methodischen Mißgriffen abzulenken. Von einer Einschränkung ist bei mir nirgends die Rede, sondern von einer naturgemäßen, von einer besseren Verteilung des Lehrstoffes im Gegensatz zu der Verfrühung, die da platzgreift. Schließlich habe ich mich über niemanden „lustig machen“ wollen, sondern bloß neuerdings Beweisstücke gebracht von der bedauerlichen Verfrühung. F. Zoder.

¹ Gegenwärtig auch die Knaben, da sie sofort äußerst lohnenden Verdienst finden.

Werktätiger Unterricht.

5.

Eine Heimatstunde (Geschichte) im 3. Schuljahr.

Unser heimatlicher Bauernhof (Vierkanthof).

(Stundenbild.)

Ziel: Wir haben gelegentlich von Schulspaziergängen Bauernhöfe betrachtet; viele von euch wohnen ja in solchen — da sollt ihr heute hören, warum das Gebäude so gebaut wurde, wie es heute dasteht und wie es innen aussieht.

A. Vorbereitung: Ihr habt mir schon einmal gesagt, nach welcher Weltrichtung die meisten Wohnhäuser die Haustür haben? (Ost und Süd.) Warum wurden sie etwa so gebaut? (Licht, Luft und Wärme können in die Wohnungen, schnee- und windfreie Stelle u. a.)

B. Neues: Zählt mir einmal auf, was wir in einem Bauernhofe alles finden! (Leute¹ = Dienstboten, Mägde, Knechte, Buben usw. Tiere, Fahrgeräte, Arbeitszeug, Dünger, Futtermittel, Holz, Eßwaren, Getränke usw.)

Alles hat seinen bestimmten Platz — es muß doch Ordnung herrschen! Wo befinden sich die Leute beim Essen, Schlafen? (Haus.) Sie wohnen dort (Wohnhaus). Wo sind die Tiere untergebracht? (Stall.) Wo die Fahrmittel, Arbeitsgeräte, Futtervorräte (Scheune, Hütte). Wie viele Gebäude hat unser Bauernhof? (4) (Wohnhaus, Stall, Hütte für Arbeitsgeräte, Scheune).

a) Das **Wohnhaus**. Gehen wir einmal mit dem Franz heim! Wir kommen zur Haustür (oft führen einige Stufen hinan). Die ist gesperrt! Was tut Franz, damit er hinein kann? Er klopft mit dem Türklopfer (oft schöne Schmiedearbeit). Die Mutter öffnet ihm. Sperrt sie mit dem Schlüssel auf? O nein! Sie zieht den hölzernen Querbalken zurück — dieser geht in eine Maueröffnung. Wir sind in der Hausflur! Hier wird im Sommer beim Tisch in der Ecke gegessen. Treten wir in die Stube! (Gruß: Grüß Gott! „Platz nehmen, ein wenig rasten und verschnaufen (schnauben)!“ sind die einladenden Antworten der Bäuerin oder des Bauers. Der Tisch steht in einer Ecke, eine Wandbank geht oft um zwei, drei Seiten der Stube (Wohnstube); Sessel sind selten. Über dem Tische in der Ecke hängt das Kreuz mit bunten Heiligenbildern, darunter die lange „Betn“ (Rosenkranz). In der Stube wird gegessen, Schuster und Schneider arbeiten hier, wenn sie auf der „Stehr“ sind. (Hinweis auf alte Zeiten, wo die Zahlung für Arbeiten Eßwaren usw. waren; heute erinnert noch das „Stehr“ gehen daran: gegen Essen und Trinken und mäßige Entlohnung wird gearbeitet.) Der Fremde wird hier bewirtet (alte Gastfreundschaft der Germanen). Im Winter spinnen und stricken die Mägde hier usw. Geschichtenerzählen und Spiele am Abend (Kinder können im Sprachunterrichte solche aufzählen!) Der große Kachelofen wärmt die Stube und wird selbst aus dem Küchenherd mit Wärme versehen. Ein Stangengerüst umgibt ihn; auf demselben werden die nassen Kleider, Socken usw. getrocknet (gesundheitsschädlich!).

Die **Küche**. Manchmal ist noch die offene Feuerstelle (schwarze Küche) zu finden. Das Essen wird in Hafen und Pfannen auf dem Dreifuß über das Feuer oder am Herde neben dem Feuer aufgestellt. Der Rauch zieht durch eine Öffnung ab. Alles ist russig und schwarz, das Essen ist oft unrein. Großer Holzverbrauch, schädlicher Rauch, viele Augenkrankheiten sind die Nachteile der „schwarzen Küche“. Heute hat man vielfach schon Sparherde; heuer wurden im Tale bei zehn neue Herde gesetzt. Wohltat desselben. Auch das Viehfutter wird hier gekocht. (Offene Feuerstelle: Überbleibsel der ältesten Feuerstelle.) Dienstbotenzimmer für Knechte und Mägde gesondert; kleine, oft nicht heizbare Stuben, auch „Keller“ genannt, doch nicht etwa in der Erde.

„Schönerne“ Stube, statt schönere Stube. Fremdenraum oft im ersten Stocke gelegen, daher auch „höherne“ Stube genannt. Hier hat die Bäuerin ihre schönen Sachen: Leinen und Wäsche, Kleider, Bilder und Photographien aller Art, gewiß eine von ihrem Mann, wie er „hindann“ war, d. h. beim Militär war. Ist die altdeutsche Stube noch vorhanden, sieht man buntbemalte Kästen und Truhen, ein solches Doppelbett, Butzenscheiben an den Fenstern, geschnitzte Decken u. a. Ein Stolz des Bauers.²

b) **Ställe** für Kühe und Ochsen, Schafe und Schweine sind durch die hintere (rückwärtige) Haustür über einen Gang (Pflaster) zu erreichen. Oft noch aus Holz gebaut oder

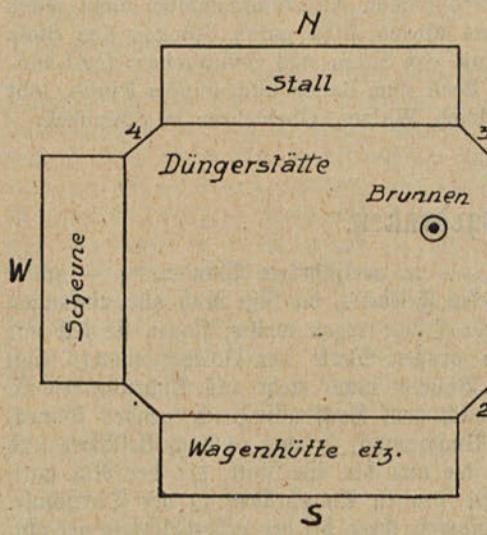
doch die Decke aus Holz (Vorteile: im Winter warm, im Sommer kühler, billig, da der Bauer das Holz selbst hat; Nachteile: große Feuersgefahr.)

Hinweis auf den Nachteil, daß unsere Ställe nach außen (ins Freie) keinen Ausgang haben; bei Feuersgefahr muß das Vieh durch den Hof ausgebracht werden, was oft nicht mehr möglich ist. Lobt man dem Bauer das Vieh, macht man ihm große Freude; fette Schweine haben die Bäuerinnen gerne gelobt!

c) Scheune für Getreide, Stroh und Heu, soweit dieses nicht erst im Winter von den auf den einzelnen Bergwiesen befindlichen „Stadln“ (Scheunen) geholt wird. Die Tenne (Volksmund: der Tenn). Hier wird das Getreide gedroschen, geputzt und gereinigt. (Gibt zu vielen Sprechübungen Gelegenheit: Ähre, Halm, Knoten, Dreschflegel (Volksmund: Drischel), Reitern (Sieb) usw.

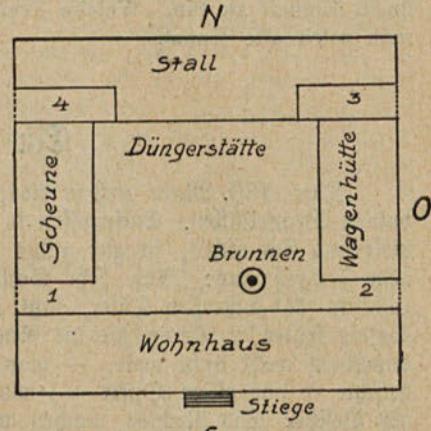
d) Wagen- und Holzhütte. Hier ist das Brennholz aufbewahrt, wenn es nicht an den Außenwänden der Gebäude aufgestellt ist. Wagen, Schlitten, Werkzeuge aller Art, Pflug und Eggen haben hier ihren Platz. Plan des Hofes. (Aufbau aus Zündholzsachelteln. Sieh meine Ausführungen im November-Heft 1914!)

II.



1, 2, 3, 4. Ausfahrt-Tore

I.



1, 2, 3, 4. - Ausfahrt-Tore

Um das Haus herum sind Obstbäume, deren Früchte zu Most, Dörrobst oder Schnaps (Zwetschken) verwendet werden. Im Hofe ist die Düngerstätte und der „laufende“ Brunnen; kein Pumpbrunnen, sondern eine Wasserleitung.

Die Häuser haben häufig von ihrer Lage den Hausnamen erhalten. Bühl- oder Bichlbauer, Hohlriedler = Hochriedler (Riedl = Riegel = Berg), Schlag, Eck, Edt, Kronbauer, Sattlinger, Reuth und Rait, Moosbauer, Spitzbauer, Kogl usw. (alle unserer Gemeinde entnommen). Heute sind diese Namen nicht mehr nötig, da jedes Haus die Hausnummer hat; aber im Grundbuche scheinen noch immer die Hausnamen auf; ja der Name des Besitzers ist oft nicht vom nächsten Nachbarn zu erfragen — mit dem Hausnamen erfragt man ihn leicht. Am Abhang des Berges, auf dem der Bauernhof liegt, ist der Hauswald, der das nötige Arbeits- und Brennholz liefern muß. Weit davon entfernt, oft auf der anderen Talseite liegt der Wald, dessen Holz verkauft wird. Warum hat man um den Hof in Vierecksform gebaut? Abwehr feindlicher Angriffe durch Menschen oder wilde Tiere (die Bauernhöfe sind alle uralt), Schutz gegen schlechte Witterung, besonders Schneeverwehungen, Vereinfachung der Arbeit, indem zu jeder Arbeitsstätte nur ein kurzer Weg notwendig ist, Zeiter sparsnis durch kurze Wege, Platzersparnis, Nachahmung der alten germanischen Höfe; statt der Schutzwehr dieser, wurden einfach die Gebäude auf diese Form verteilt.

C. Verknüpfung: Der germanische Hof (Bild) und unser Bauernhof (Vergleich). Lebensweise einst und jetzt. Aufzählen der Arbeitsgeräte, der Arbeiten des Bauers während der einzelnen Jahreszeiten, Nutzen der Tiere. Wert der Landwirtschaft.

D. Zusammenfassung: Teile des Bauernhofes, Haupteinrichtung; Gründe, warum der Vierkanthof gebaut wurde.

E. Anwendung: Sprechübung, richtiger Gebrauch der Geschlechtswörter (die Tenne, die Butter, das Fett usw.)

Einschlägige Rechnungen mit landwirtschaftlichen Gegenständen. Lesestücke: Vaterhaus, Lämmlein u. v. a.

Anmerkungen: 1.) Es ist interessant zu wissen, wie mannigfaltig der Dialekt in der Personenbezeichnung ist. Ein junger oder auch alter unverheirateter männlicher Dienstbote (Knecht) heißt Bua (Bub) und sei er auch 60 Jahre alt. Ein lediger Sohn des Bauers ist der Sun-Bua (Sohn-Bube). Der verheiratete Sohn des Bauers heißt Sun (Sohn). Spricht der Bauer also von seinem Buben, meint er nicht einen Sohn, sondern irgend einen ledigen männlichen Dienstboten, sonst würde er „Sun-Bua“ sagen. Die Bäuerin sagt nicht: „Der Mann oder mein Mann hat das angeschafft.“ Nein: „Der Bauer hat es angeschafft.“ Ähnlich wieder der Bauer.

2.) Gerade heute scheint es mir notwendig, die Landkinder auf alte Sachen des Hauses aufmerksam zu machen, einerseits damit die verschiedenen Altertumssammler nicht jedes wertvolle alte Stück verschleppen, anderseits um an diesen alten guten Stücken den Stolz des Landvolkes zu heben und so durch Beibehaltung von Sitten und Gebräuchen der Landflucht Einhalt zu tun. Welche Freude macht man doch dem Bauer und seinem Kinde, lobt man solch alte Kunst.

Friedrich Walser, Oberlehrer in Steinbach.

Ein Geburtstagsgedenken.

Zum 150. Male ziehen die „Bl.“ ins Land — in vielfähriger Wanderung — unter bunten Wechselsfällen. Entsprungen in der Zeit des tiefen Friedens, da süße Ruh alle umfangen hielt und sich nichts, ja gar nichts zur Neuerung der Dinge regen wollte, flogen sie keck mit dem Feldruf aus: „Auf, Ihr Schläfer, schafft am großen Werke der Volkserziehung, tragt Licht in die äußersten Täler, lasst die Schule des Bauers nicht mehr als Aschenbrödel ihr Dasein fristen!“ Derer, die die Sache hätten mit mächtigem Griff alljogleich wenden können, erwachten wohl nicht viele, — man mied jedweden Umschwung, brachte es doch Beschwer und heischte er vor allem Opfer —, wohl aber solcher, die aus der Werkstatt, der der Ruf galt, als Besitzer was Rechtes machen wollten — unsere braven Amtsbrüder an der Dorfschule. Nun sollte auch ihr ein Blatt in der Pädagogik gewidmet, ihrer bei der Lehrerbildung gedacht, ihr das Augenmerk der Schulbehörden und der politischen Faktoren zugewendet werden! Das Bewußtsein, aus dem Grunde der Vergessenheit in den hellen Sonnenstrahl zu treten, allein entfachte die Geister und brachte sodann im Verlauf der Jahre wertvolle Stücke in großer Zahl. Wer Besitzer aller 150 Hefte der „Bl.“ ist, findet in ihnen das gesamte pädagogische Weben eines Jahrzehntes in lebensfrischer, warmer Färbung, so vollends naturwüchsig und darum kraftvoll. Die Schulweisheit, die aus der Kathederlade wächst oder aus dem Federkiel gesogen werden muß, ist saftlos und schal; nur die, die dem Boden der Praxis entquillt, erquickt und nährt. Solche Kost brachten unsere Bl., u. zw. nicht allein aus der jungfräulichen, noch nicht von bezopfster Doltrin angekränkelten Landschule; sondern auch aus der Schule der Stadt; hier war man gleicherweise des zünftigen Fachschrifttums, das sich über Phrasen und hältlose Probleme nicht hinauszuheben wußte, überdrüssig geworden. So kam es denn, daß unsere Zeitschrift allmählich Land und Stadt verband und über weite Gebiete ausgriff. Als nun gar seit 1908 die ersten Wellen kommender großer Ereignisse in unser Vaterland schlugen und der Sehende den Sturm, in dem wir zurzeit stehen, nahm sah, konnte die Schule nicht mit verbundenen Augen abseits stehen, sondern sie mußte teilhaben an der Gestaltung der Dinge, so sie der Wehr des Heimatbodens galt. In den „Bl.“ äußerte sich die Strömung wiederholt in politischen Leitartikeln. Es fehlte nicht an Bellittlern und Besudlern. Die einen meinten: „Was geht uns die große Politik an! Wenn ich nur mein i-u-e trabiere und im Einmaleins exerziere, das genügt. Das Übrige mögen die besorgen, die man dafür zahlt und ehrt!“ — Die anderen: „Da seht uns nur einmal den

Propheten an! Der träumt in dieser vorgeschrittenen Zeit der Kultur, des edlen Menschentums, der Bildung von einem blutigen Kriege! Der Tor!" — Ich habe mir die Briefe aus dieser Zeit wohl verwahrt; sie sollen einmal als wertvolle Belege dienen.

Und es kam der Krieg, der große Weltkrieg. Die „Bl.“ mußten nicht erst die Farbe wechseln, sprach doch aus ihnen seit Jahren die bräunende Gefahr. Eines jedoch konnte frei und offen platzgreifen: Das Eintreten für die Dinge auf dem weiten Plane der Geschehnisse. Unsere grünen „Blätter“ flatterten von Schule zu Schule und rüttelten zu hohen Taten im Hinterlande, sie erfüllten die Gemüter mit froher Hoffnung, mit dem Siegesgedanken, sie wirbelten empor und brachten Vorschlag um Vorschlag zur Milderung der Not; sie flogen erblich, vom mächtigen Sturm der Begeisterung getragen, hinein in die Front, um dort den Heldenmut der Braven, die aus der Landsschule kamen, die also zum großen Teile jener Schule entstammten, der die „Bl.“ Nahrung brachte, zu stärken und in den berufenen Führern des Volksheeres, in unseren Kollegen der Landsschule, so sie unter den Waffen standen und noch stehen, die Flamme echten Heldenstums in heller Lühe zu erhalten. Ha, welch ein Strom glühender Vaterlandsliebe und treuer Anhänglichkeit flutet durch die hundert und hundert Feldpostkarten, die an die Schriftleitung aus Schützengräben und Höhenstellungen einließen! Konnte es da noch merkwürdig erscheinen, daß der, in dessen Hände die Fäden ließen, sein Mäntel schnürte und hinauszog in den Krieg, um den Kämpfern die Hand zu drücken! Der Schriftleiter wurde Kriegsberichterstatter. Nun konnte der Leser der „Bl.“ aus erster Quelle schöpfen; ein Meer von Eindrücken und Gedanken ergoß sich aus der Feuerzone hinein in die Zeitschrift, die eine schaffende Gemeinde verknüpft. —

Der Weltkrieg neigt seinem Ende zu. Das fühlt jeder, der halbwegs politisches Empfinden besitzt und sich in der Lage der Dinge zu orientieren vermag. Eine große Zeit innerer Umwälzungen tut sich nunmehr unsern Blicken auf. Wie werden sich unsere „Bl.“ zu ihr stellen? Der Leser hat bei Durchsicht der letzten Heftes den Aufbau bereits gemerkt: Wir wollen alles vorbereiten, was als Arbeit im Dienste der Neuordnung der Schule zukommt. Noch mehr: Da es klargeworden ist, daß das Heer der Zukunft ein Volkssheer sein wird, u. zw. eines, dem als beste Waffe in erster Linie eine tiefgründige geistige Bildung beigegeben werden muß, so gedenken wir wieder mit all unserem Sinne der Schule des Volkes, der Schule des Bauers, der Landsschule, d. h., die „Blätter für den Abteilungsunterricht“ sollen wieder ganz und gar das werden, was sie in der Zeit der Friedens waren, ein Bote, der aus den Dorfsschulen Österreichs reife Früchte sammelt und sie verteilt, auf daß sie, gehext und gepflegt, reiche Ernte bringen. Das nächste Heft bringt das Blatt wieder in reinster Form, so wie es vor 12½ Jahren als „Folge 1“ sich angemeldet hat. —

P.

Wie aus dem Kandidaten ein Lehrer wurde.

Nach langen Monden ungeduldigen Harrens brachte ein Kärtchen aus dem fernen Osten frohe Kunde: die erste Stelle. Mütterchen war zwar nicht recht einverstanden, daß ich nun in die „Polakei“ wandern sollte; aber nach dem Osten, wo die Sonne der Kultur erst aufzugehen beginnt, war schon lange des Herzens geheimes Sehnen gerichtet. — Eine sechsundzwanzigstündige Fahrt mit Schnellzug brachte mich ins schöne Buchenländchen. Galizien wurde in der Nacht durchflogen, die aufgehende Sonne spiegelte sich in den Fenstern von Czernowitz. Dann ging es weiter, in der Richtung Süden. Die kleinen Holzhäuschen, die eigenartige Tracht ihrer Bewohner, die endlosen Züge, mit Holz und Brettern beladen, geben ein eigenartiges Bild. Die letzte Umsteigestation war ein magyarisches Dorf; von hier brachte mich die Lokalbahn in die Bezirksstadt, die, gefüllt mit Söhnen Israels, in der bekannten östlichen Ausgabe, einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte. Nun folgte eine dreistündige Fußwanderung über eine verschneite, eintönige Ebene. Der Weg führte mich durch ein rumänisches Dorf, das meiner Stimmung, durch den Anblick solch primitiver Kultur, einen ziemlichen Ruck nach unten gab. Aber bald bog die Straße in ein freundliches Tal ein, deutsche Laute hörte ich wieder, ich war am Ziele. Inmitten des Dorfes bot sich ein neues Gebäude dem Blick: die Schule. Bei meinem Eintritte wurde ich vom Herrn Oberlehrer aufs liebenswürdigste empfangen und in den Salon geführt. Hier lernte ich Frau Oberlehrer kennen, die auch an der Schule als Lehrerin wirkte, und

bei einem Glase schnell bereiteten Tees wurden die matten Lebensgeister bald wieder rege. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich nun, daß mein Dienstort ein rein deutsches Dorf ist, von Deutschböhmen bewohnt. —

Wohnung und Kost erhielt ich für die ersten zwei Monate beim Herrn Oberlehrer. — Am zweiten Tage nach der Ankunft fand in der Kanzlei die Angelobung statt. Es folgte eine Schlittenfahrt in die Stadt, um mich vor dem Dienstantritte dem k. k. Bezirkshauptmann vorzustellen. Ich bekam da auch ein liebenswürdiges und aufmunterndes Wort zu hören; der nächste Tag brachte: die Einführung ins Amt. Zunächst begleitete mich der Herr Oberlehrer in die erste Klasse, die ich selbständig zu führen hatte, und stellte mich mit einigen freundlichen Worten den Kleinen vor. In den folgenden zwei Stunden schloß ich mit ihnen Freundschaft, um dann in die fünfte Klasse eingeführt zu werden, wo ich einzelne Stunden übernommen hatte. —

In den nächsten Tagen wurden die Antrittsbesuche bei den Kolleginnen und beim Ortsgeistlichen absolviert und fand die erste Konferenz statt. Diese wurde eingeleitet mit einer herzlichen Begrüßung des jüngsten Mitgliedes des Lehrkörpers und den besten Wünschen für seine Lehrtätigkeit. — Damit war nun der stimmungsvolle Akkord geschlossen, der mich in den Beruf führte. Und noch jetzt fühle ich es wie einen stillen Zauber durch den Sinn ziehen, wenn ich jener Tage gedenke, der ersten Woche in meinem Berufe.

Alfred Herrmann, prov. Schulleiter.

Verfügungsrecht vorbehalten!

Aus Wolhynien.

Der Werwolf.¹

(Nacherzählt von H. J. Spiehs in Priesen.)

Zufolge einer Einladung des Studienkollegen und Intimen Letschetyzki verbrachte ich die großen Ferien mehrteilig auf dem Landgute eines polnischen Grafen. Dasselbe bildete, im Kreise Shitomir, Gouvernement Wolhynien gelegen, eine riesige Meierei, die nahezu tausend Arbeitskräfte beschäftigen möchte, deren oberste Leitung wiederum meinem Freunde oblag.

Die umgrenzende Gegend zählt zur frucht- wohl auch waldreichsten Wolhyniens. Über Moorboden — stellenweise trocken gelegt — tiemgründende Schluchten und Spalten führen Kreuz- und Querwanderungen in die Urwaldgesenke des Südens, die, Ausläufer der Karpaten bildend, sich ausnehmen wie ein grotesk angelegter Naturpark, jeglicher Kulturen bar.

In solcher Waldeinsamkeit sann ich oft stundenlang über das Wesen der fernen Bergheimat, genas ich so recht vom jahraus, jahrein ertragenen Ballast des Alltags. Hier fand ich Rast und Frieden.

Hier fehlte ich aber auch die ersten Silberfüchse, hier hatte ich ganz unvermittelt ein Interview mit Meister Petz — beileibe nicht so gefährlich als in mancher Zoologie geschrieben steht . . .

Hier war es, wo ich eines Tages, gedankenlos oder gedankenvoll bis in die Niederungen des Laubwaldes vordrang, wohl an die zwanzig Werft vom Ausgangspunkte entfernt, wo ich die Gastfreundschaft des alten Waldschlosses, vielmehr des in dem altersschwachen Basaltbau mutterseelenallein hausenden Kastellans, eines ehrwürdigen Greises, beanspruchen mußte — wegen Eintritt der Nacht und damit verbundenen Gefahren.

Den Alten sehen und ihm gut sein, war eins — er schien mir eine offene Seele. Nach seinen persönlichen Äußerungen ein Sohn des Ungarlandes, war er dereinst mit Fürst Geza, einem Abkömmling des regierenden Hauses Siebenbürgen, von Vörös bezeichnet, hieher gezogen. Als ehrliche, treue Dienerseele, als solche in Amt und Würde verblieben bis über die Zeit meiner Bekanntschaft.

Natur, Einsamkeit insbesondere, bringen Menschen einander näher, lassen uns diese erst recht als solche bewerten. Ich beschloß, in dem fraglichen Tuskulum längeren Aufenthalt zu nehmen, zumindest auf retour eine Fahrgelegenheit abzuwarten. Diesen Vorsatz bestärkte der nachts in Strömen einsetzende Regen. Regenperioden im Lande der Moskowiter — das muß man erleben. Besonders häufig zur Spätsommerzeit, verhindern sie oft jeden Kontakt mit außen, machen ihn bei außergewöhnlichem Wasserstand, bei anhergehender Schlammbildung und äußerst ungünstiger Bodenformation zeitenweise unmöglich. Wochenlang bleibt man alsdann auf die Wohnräume angewiesen und etliche Tropfen Whisky . . . Mein Gastgeber suchte mich zu vertrösten, wies mir die Sehenswürdigkeiten

¹ Nach Leibuscher eine mythologische Erscheinung — ein Mensch, der Wolfsgestalt annehmen kann. Der Glaube daran lebt noch heute, besonders in Wolhynien und ganz Weißrußland.

des Schlosses, ja hieß mich sogar selbst nach interessantem fahnden. Was wunder, wenn ich da nach des Schlosses Chronik langte, wenn ich Wesensbilder und Gestalten zauberte, Dinge belebte, die längst gestorben — was wunder . . .

Im TurmrondeLL, der Niststätte von Schleiereulen, wohl auch eines leutescheuen Käuzchens, konnte man, einen Schweinslederfoliant in Händen, stundenlang schwelgen, vergangener Zeiten denken. Schlichte Kalligraphen zeichneten einem das Konterfei jenes schwarzen Reiters auf falbem Rosse — des Krieges. Wie dieser ja die Karpathenveste schon seit geraumen Zeiten umtoste. Da las man nebenbei das auch anderwärts heimisch gewordene Schwedensprüchlein:

Hochgestiefelt, Stahlumgürtet,
Mehr als Feuer und Pest gefürchtet . . .

Der vorletzte Chronist selbst fiel als Sergeant im japanisch-russischen Kriege. Er setzt sich in der Person des Fürsten Geza, dem letzten adeligen Insassen dieses Schlosses, fort. Dessen Skizzen sind selten, weisen meist auf Jagdabenteuer hin, unter anderem auf den regelrechten Kampf mit einem Höhlenbären, woselbst sechs Rassenwindspiele und drei Treiber das Leben gelassen. Denkwürdig schienen die letzten, aus dem Anfang der Neunziger-Jahre datierten Aufzeichnungen. Sie lauten: „Wanda, mein allerliebstes Mädchen, das Opfer eines Werwolfs — Wanda!“ Sollte das aus einem Vaterherzen geredet sein?

Näheres zu ergründen, drang ich des öfteren in Laertes, wie ich meinen Gastgeber scherhaft nannte. Ganz entgegen der Offenheit dessen Wesens wurde mir unter energischen Abwehrgesten jede weitere Erklärung hierüber verweigert, rundweg abgeschlagen.

Einmal — an einem dieser lästigen Regentage — fand ich jedoch den Weg zu dem gut siebzigjährigen Dienerherzen und vermochte anbei Einblick zu tun in einen der Wechselfälle des Lebens; und zwar in einen von jener Art, wo sich Menschengeist vergeblich nach Begründung mühet . . .

Das Kraut zweier Havannas zog narkotische Kreisel, indes wir einander nähertrückten, ungewollt, im Hochgefühl gegenseitiger Freundschaft. „Herr“, begann Laertes zu dieser Stunde, „ich will auf das viele Befragen hin Rede stehen, will sagen, was mich festhält, hier in diesen vom Fraß befallenen Mauern. Ich will, — weil sie ein Herz haben im Leibe!“

Der gute Alte mühete sich auf ein leidlich Deutsch.

„Der allerletzte, so allhier in der Chronik Verzeichnete ist Fürst Geza von Vörös. War angehörig dem Hause der siebenbürgischen Magnaten. Sollte regierender Fürst werden und wäre es auch geworden, hätte nicht Eheschließung mit einem weniger als bürgerlichen Weibe dieses annulliert — was man so sagt.

Der aus dem Hause sein Verstoßene zog sich sodann als leidenschaftlicher Naturfreund, aber auch gewaltiger Jäger vor dem Herrn in diese Höhenwelt zurück, Trotz bietend seinem Hause und anverwandten Rechten. Mein Fürst laisierte sich, suchte und fand das Glück im Winkel.“

„Und wer war . . .“ Laertes hieß mich, nicht zu unterbrechen. „Seltsam bei alldem ist, daß der Fürst zeitlebens nicht in Erfahrung bringen konnte: wer, was, woher seine schöne Carola sei. Einstens aus einer Zigeunerschmiede unter meiner Beihilfe entführt — natürlich mit Willen der Schönen — blieb diese von der Stunde an Fürst Geza ergeben. In diesen Mauern — kein Störenfried hätte Einlaß gefunden — lebten alle zwei ein Leben, das zu den glücklichsten zählt — wenigstens beim Beginnen . . .“

Ich mußte lachen. Wie er das nur meinte?

„Carola, die nunmehrige Herrin mein, war ein Weib in des Wortes Sinne. Bis ins Kleinste empfindsam, reizbar wie ein Kind, konnten deren Gefühle selbst in Affekte ausarten. Wenn sie beispielsweise die Geige zupfte, durfte niemand in ihrer Nähe sprechen oder gar stören; am Morgen, wenn sie bei allem Wetter auf des Schlosses Zinnen sitzend das Goldhaar kämmte, ihr niemand nahen. Dazu sang Carola gerne Weisen, Weisen der Heimat, so, daß wir diese zwar erkannten, aber nimmermehr verstehen mochten. Solches gewöhnt man, es fällt einem nach kurzem nicht weiter auf.“

„Gewiß“, warf ich gedankenlos dazu, auf das Weitere begierig.

„Die Freude, Herr,“ Laertes Gesicht schien sich zu erklären, „ist dann ganz geworden, als in der Walpurgis-Nacht ein weißblondes Elflein zur Welt gekommen — ganz das Ebenbild der Mutter. Mein Fürst, Hoheit durfte ihn niemand nennen, war außer sich vor Angst, Sorge und Freude. Alles verlief normal, bis auf die Leidenschaft, welche Carola für den Säugling hegte und auch beibehielt. Das war mehr fast als Mutterliebe! Nie habe ich wenigstens dergleichen gesehen. Das Kind, geheißen auf Wanda, gedieh vornehm, war mit vier Jahren schon geistig bei Vollreife. Es versprach Außergewöhnliches. Mutter und Kind saßen nun häufig selbander auf der Terrasse, spiegelten das Haargeflechte, schafften sich gegenseitig allerlei Kurzweil. Auch begann klein Wanda ähnlich den

Weisen der Mutter zu singen. Dabei sah diese oft lange und unverwandt nach den Augen des Mädchens — wie es ja auch gerne tun andere Mütter. Nach außen, selbst uns, dem Gesinde gegenüber, erwies sich die Kleine scheu; wiederum ganz nach Art der Mutter. Carolas Liebe steigerte sich mit dem Wachsen des Kindes. Selbst dem Vater gegenüber geizte sie mit jener. Der verwandt es — um des Friedens willen. Zog sich nun mehr und mehr ins Berufs-, besser geredet, Jagdleben zurück, machte sich an der Hege des Waldes zu schaffen, tat viel zur Hebung der Wildstände; er veranstaltete sogar größere Treibjagden. Alles nur, um nicht zuviel daheim zu sein. Meines Denkens wollte der Fürst den Heimfrieden mit nichts stören, Carolas krankhafter Eifersucht keinerlei Nahrung zuführen. Sich äußerlich mit wenig Liebkosungen begnügend, brannte er im Innern ein doppelt heilig Feuer: in Liebe für Carola und klein Wanda ... Bei einer dieser Treibjagden wollte der Zufall, daß ein Rudel Wölfe uns in die Quere jagte. Voran ein Leittier von seltener Rassenschönheit; an Größe, Gewandtheit und Lebhaftigkeit den übrigen weit überlegen. Die sichere Kugel meines Gebieters streckte den Ries (Wolf) ohn jedweitere Bedenken zur Erde; der hatte das Aufstehen verlernt ...

Als wir nun unter Verlauf des Tages, mit der Extrabeute beladen, heimkehrten, fanden wir Carola in Tränen zerflossen, das Kind schlummernd in der Eichholzstatt. Fürst Geza drang durch Bitten und Fragen herb und milde in seine Gemahlin — wollte Carola am gelungenen Jagderlebnis erfrischen, aber vergeblich. In einemfort rief dieselbe Unverständliches dazwischen, weigerte sich, den Ries zu besichtigen. Die Hände vor das Gesicht geschlagen, hatte sie diesen wiederholt einen armen Wer, das heißt Mann, genannt. Noch vor Einnachten zog sich selbigesmal die Herrin in ihr Gemach zurück. Nachdem sie zuvor Fürst Geza unter stürmischer Umarmung mehrmalen geküßt, gleichsam wie zur Versöhnung. Die Jagdgäste zogen noch in der Nacht weiter, mit ihnen das Fell des kapitalen Wolfes. Dessen Rumpf taten wir in der Erde Schoß, jegliche Spur von gestern somit verwischend.

Wohl um die neunte Morgenstunde dürfte es gewesen sein, als unser Fürst, klein Wanda im weißen Morgenhemdchen auf den Armen, verstört und angegriffen erschien.

Auf uns zueilend, frug er jeden einzelnen nach Carola — sah uns dabei fest ins Auge. Aber jedsolches begegnete ehrlich dem seinen. Wir waren lauter Menschen, aus denen nichts als Teilnahme herauszulesen war. Daraufhin sagte der Fürst dumpf: „Calora, mein rechtmäßig Weib, ist seit letzter Nacht verschollen, ihr Gemach, gewaltsam geöffnet, fand sich heute leer. Gehet und suchet und bringet mir Kunde!“ Der Starke war nahe dem Weinen.

Drei Tage und drei Nächte irrten wir allsogleich über Stock und Stein an Schluchten und Abhängen vorüber, suchten im Spiegel des Bergsees — überall vergeblich. Resultatlos kehrten wir heim, wenn man's noch so nennen wollte ...

Daftir liefen nächsterzeit häufig Heideboten ein, die von dem Ungeheuer eines Wolfes meldeten — wenn's nicht ein Werwolf sei — von dessen Verheerungen beim Schaftrieb. Andere wieder sahen es winden in der Richtung nach dem Schlosse. Mein Fürst, an Carola denkend, schwur unverzüglich, das Untier zur Stelle zu bringen.

Die Augen des Erzählers blitzten.

„Voll Hangen und Bangen“ fuhr er fort, „strichen die nächsten Tage hinweg. Der Geburtstag klein Wandas wollte sich jähren, als uns am Morgen desselben das Gekläff der Hunde schreckte. Wir waren in den oberen Gemächern, das Kind dürfte gewohnheitsgemäß auf der Terrasse gesessen haben. Während des Herbeieilens beobachteten wir einen Ries, wie er im weiten Bogen über die Brüstung setzt, klein Wanda im Rachen. Den beiden auf der Ferse Tersk, unser Windhund. Letzterer aus vielen Wunden blutend. Ein weher Anblick! Solches sehend, stürzt der Fürst, den Hirschfänger in der Rechten, blindlings nach. Ich und das herbeigeeilte Gesinde wehklagend hinterdrein; in einer Distanz von etwa hundertundfünfzig Schritte.

Herr! Jetzt kommt das Grausame, das Grausamste, was je meine Augen gesehen: der Ries, des Verfolgers ansichtig, stellt sich, hebt an zu bellen. Darauf brechen Scharen von Wölfen aus dem Dickicht, stürzen sich meinem Herrn entgegen. Dessen Messerhiebe sowie Gewehrschüsse von uns schrecken die blutrünstige Meute zurück. Die meisten der Wölfe sichern hinter Gesträuch am Waldsaum. Währenddem zerfleischt die Bestie vorne zu unser aller Entsetzen das wimmernde Mädchen. Schon ist der Fürst dem Räuber nahe genug, als dieser sich, mit Blutgier in den Lichtern, unter Pusten und Keuchen ihm entgegenstürzt. Verzweifeltes Ringen hebt an, wobei Dazwischenschließen unmöglich ist. — Des Fürsten wegen.

Wir sehen dessen Arm blitzschnell nach den Weichen des Tieres fahren; einmal und noch einmal. Das zweitemal nach der Hüfte. Die Ringenden stürzen zu Boden, Tersk darüber hin. Blindlings geben wir Salven ab; zur Selbstberuhigung. Als Antwort über das unheimlich heisere Gebelle, das aber mehr und mehr in ein Schmerzgeheul überklingt.

Der zweite, stürze ich an die Seite meines Gebieters. Wie mit Zangen hält der des Wolfes Rachen umfangen, den Windhund sehe ich, in den Näcken des Tieres verbissen, vor Blutverlust zusammenbrechen. Im Aufwand übermenschlicher Kräfte legen sich die Fäuste eng und enger.

Entsetzlich! Des Tieres, vom Blutserum unterlaufenen Augen quellen auswärts, sein Keuchen wird zum Röcheln, seine Lichter beginnen zu brechen. Ein hellroter Blutstrahl springt durch seine Kehle über die wie Schrauben schließenden Fäuste. Die Auflösung sein ist nahe. Fürst Geza, Wölfe zur Linken wie zur Rechten, hinten und vorne, starrt geistesabwesend in die Runde; starrt bald nach den Augen seines leblosen Kindes, dann wieder nach denen des Wolfes.

Plötzlich sich aufrichtend, ruft der Sieger: „Carola! Carola! Carola! Was hast Du — ?“

„Markerschüttender Tonfall. Er hält inne und schüttelt sich wie von Abscheu erfüllt. Er steht, Gesicht und Kleider zerfetzt, keines Wortes mehr mächtig. Wir alle nehmen ihn für irre und schreiben dies mit Recht dem wahnsinnigen Schmerze zu, wo ihn Wolfsbisse erzeugen.

Das zerfleischte Körperchen an der Brust setzt der Fürst schließlich den Zug in Bewegung.

Heimzu! Heim, wo alles fremd, lebe- und freudelos geworden. Langsam, tiefernsten Gefühles schreiten wir fürbaß. Die Wolfsrudel, des Führers beraubt, wagen nicht, uns anzufallen, trotz mehrfacher Überzahl.“

Laertes scheuerte die im Laufe der Erzählung sein Barthaar durchsickernden Tränen vollends daraus und gab im weiteren seiner Stimme einen leisen Unterton. Wohl ganz unfreiwillig. —

„Wer wollte sich nicht bemühen, die tieftraurigen Geschehnisse zu vergessen? Wer sich nicht opfern für das Wohl seines kranken Herrn?“

Der Fürst blieb irre. Er verbot uns, mit ihm zu sprechen, verlangte das Essen durch den Türspalt, schließt bei Tag, wachte und arbeitete bei Nacht; blieb wie ausgewechselt.

Darob wurden etliche unter dem Gesinde abergläubisch, behaupteten, um Mitternacht Carolas Stimme zu vernehmen, das Schluchzen eines Kindes. Andere wollten wissen, daß der erlegte Ries kein wirklicher Wolf gewesen, sondern ein verzauberter Mensch, ein Werwolf, der auch Carola geraubt . . .

Als Feind von Alberheiten begegnete ich solcherart Gesprächsstoffen mit Abneigung. Einzig und allein die Furcht und Sorge um meinen Gebieter ließen mich manchesmal erschrecken. Und gar, wenn ich im Halbdunkel dessen Schatten spürte.

Nach Wochen ruft mich Geza zu sich, heißt mich seinen Vertrauten und beginnt mit anscheinend viel Kälte von Mutter und Kind zu reden. Seit jenem Vorfall das erstmal.

Er will mir beweisen, daß Carola kein irdisch Wesen, der erlegte Wolf kein Wolf, klein Wanda nicht sein leiblich Kind gewesen. Dazu gebe ich den Schein des Verständnisses, was der Irre als Teilnahme nimmt. Zur Verstärkung des Gesagten drückt er gegen einen von den drei Querbalken am Getafel, der alsdageleich nachgibt. Über eine Wendeltreppe heißt mich Geza als treuer Diener folgen.“

Laertes selbst tat, während er noch sprach, das gleiche.

In mir blieb trotz allem Unbehaglichen der Entschluß mitzuhalten. Redend langte ich an der Hand des Greises über die besagte Treppe in einen Raum; ein wohnlich Gemach mit künstlichem Oberlicht. Die grünen Mauerwände behangen mit Jagdtrophäen, Schieß- und Schutzwaffen.

In der Mitte auf einem Steinpostamente war — offensichtlich jener Rieswolf — zur Schau gestellt ein Tier, das, an Höhe den größten Fleischerhund weit überragend, sich besonders durch Stärke der Hals- und Beinmuskeln hervortat. Die Schnauze hellgrau, äußerst zugespitzt, ließ ein Raubtiergebiss stellenweise nach außen sehen. Reißzähne von ungewöhnlichen Dimensionen. Der Rumpf langgestreckt, geschmeidig, in der Färbung mehr gelbrot. Läufe und die buschige Rute schwarz geringelt. Die Lichter rostfarben, glanzlos; alles in allem ein Ungeheuer, gewiß geeignet, Respekt, Furcht einzuflößen.

Zwischen dem Paar der Vorderläufe, auf schwarzer Draperie ein künstlich geschältes Kinderskelett. Wohl Wandas leibliche Reste . . .

Grell wie ein Blitz durchzuckte mich diese Erkenntnis. Das Werk eines Irren.

In Betrachtung versunken, konnte Laertes sich leicht mir nahen. Erschüttert stand er vielleicht schon lange Minuten, als ich seiner gewahr, ihm etwas aus den Händen nahm. Eine Zinnplatte, darauf —. „Wandas Augen“, stöhnten wir fast zugleich; der eine fragend, der andere als Antwort. Dann sank Laertes in die Knie . . .

Mein Blick streifte für einen Augenblick die Wandtapete, damit einen voller Rostflecke überzogenen Hirschfänger . . . Laertes, sich sammelnd, erhob sich und trat enger an mich heran.

„Herr! Sie wollten davon wissen, so wissen Sie es zu Ende: Mein Fürst ist tot, geradeso wie diese hier. Schon gar lange . . .“

Ich will in der Erzählung fortfahren: Also, da ich mit dem Fürsten hier ankomme, heißt er mich, klein Wandas Augen mit denen des Ries vergleichen. Genau so wie der Herr es jetzt tun. Ich fand — was auch Sie finden dürften.“

„Daß beide sich bis zur Unkenntlichkeit ähneln —.“

„Zu Lebzeiten des Kindes war das niemand weiter aufgefallen.“

Laertes faßte meinen Arm.

„Schauen Sie, Herr, dieses Rotbraune, den helleren Strahlenkranz um die Pupille.“

„Ich sehe!“

Das deuchte mir wahrlich mehr als eine Laune der Natur. —

„Nun, Laertes, ich will Deinen Sang zu Ende hören. Rede!“

„Ja, richtig! Fürst Gezas Sang . . .“

„Ich bin überzeugt — als hilflos Mitopfer überwiesen: mein Weib war nicht irdisch — der Wolf da ist kein Wolf (die Leute tun ganz recht, ihn einen Werwolf zu nennen). Ein schwerer Fluch hat sich an mir erfüllt! O Carola! O Wanda!“

„Also redete mein Gebieter, stürzte sich über die wenigen Reste, herzte und küßte diese Augen. So, wie ich es jetzt tue.“

Abermals sank Laertes vor mir nieder und rief, die beiden Äuglein küssend: „So hat es Geza, mein Fürst und mein Gebieter, gehalten. An jedem Jahrestage.

Geza, verzeihe! Damals habe ich Dich nur zur Hälfte verstanden, Dich für irre genommen — noch lange über Dein Grab hinaus. Vergib! Hab ich nun doch wie Du selbst es gehalten durch viele Jahre — bis heute. — Wohl dem letzten der Jahrestage. Ich sage: für mich der letzte . . .

Geza! Dein Diener ist alt, in Ehren weiß geworden. Nimm ihn zu Dir, er will schlafen, will vergessen, will selbst vergessen sein . . .“

Laertes schwammen die Augen in Naß. Das war mehr als nackte Gefühlsduselei, mehr als im Alter begründete Nervenschwäche — mehr als schauspielerische Emphase; das war wie ein zweites großes Erleben, wie ein letztes Händereichen, ein gewaltsam sich Losreißen . . .

Auch mich erfüllte eine weiche Melancholie. Auch ich wollte vergessen. Drum fort, weg von dieser Stätte des Unheils.

„Laertes, Sie guter Mensch! Beruhigen Sie sich! Es ist ja alles nur das Werk eines Zufalls.“ Ihm und mir versuchte ich dies einzureden. Bislang vermochte jedoch keiner daran zu glauben.

„Ja, mein Herr! Was ist Zufall?“ sagte mir der Alte stets entgegen.

„Laertes!“

Auf Kothurnen hätte ich mit ihm enteilen mögen.

„Ich, ich gehe schon! Wie sagte doch mein Fürst? — Ach ja!“

„Was vergangen, solle vergessen, was vergessen, solle vergangen sein!“

„Nun gut, ich gehe!“

Schonend führte ich den Greis die Treppe hinauf. Er schwankte. Wie wir ins Freie kamen, weiß ich nicht mehr. Bei Sturm und Regen folgte ein Rundgang auf der Terrasse; einer nach dem anderen. — Das bringe Schlaf . . .

„Schlaf — selig demjenigen, der Dich nicht kennt!“ —

Die anschließende Nacht durchlief mein Ich mit dem Federkiel — als der letzte Chronist . . .

Mit der Arbeit fertig, lehnte ich ans offene Fenster: der Regen ließ zeitweilig aus, Silberschein des Mondes fiel durch Wolkenrisse und warf seine Lichtreflexe in breiten Bändern auf die Gardinen meiner Stube. Ganz deutlich vernehmbar, aus Osten kommend, dumpfes Geheule — Wölfe . . .

Nächsten Morgen erwartete mich der Wagen Letschetyzkis. Angegriffen an Leib und Seele nahm ich Abschied . . . Freund Laertes, meinen Gewährsmann, als auch das Waldschloß habe ich seitdem nie mehr gesehen.

Jener dürfte gestorben, dieses mitsamt dem Um und Auf vorstehender Erzählung in ein Nichts versunken sein. — Eine Woge russischer Kohorten fegte darüber hin, so daß kein Stein auf dem anderen verblieben.

Vädagogische Reimpaare.

26. Nach der Erfahrung.

Wenn plötzlich ein Kind sich stille verhält,
Dann hat es gewißlich was angestellt.

27. Ansitziger Streit.

Wer mit Vater und Mutter streitet,
Sich einen dornigen Weg bereitet.

Bücherschau.

1.) Kartnerbluat. Kriegslieder für jung und alt. (Verf.: J. Hohenwarter; Verlag: Mallnitz in Kärnten, Gasthof Hagen; Preis 1 K.) — Die Liederreihe baut sich als Handlung auf: Krieg, Einberufung, Abschied, Kampf, Heimatschinen, Soldatenleben, Liebesleid, Friede, Heimkehr. Der Verfasser hat aus dem Urquell echter Kärntner Weisen geschöpft und den Melodien zeitgemäße Worte unterlegt. Wie er mitteilt, will er nun noch einen Verbindungswortlaut schreiben, so daß sich als Ganzes ein Liederspiel ergibt. Es dürfte einzig in seiner Art sein und darum alsbald die Runde durch Österreichs Schulen machen. Jene Leser, die sich bei mir anfragen, wo man geeigneten Stoff für Schulaufführungen finde, erhalten nunmehr Antwort; die anderen werden, wenn sie die frischen Weisen hören, zweifellos den Entschluß fassen, den Ton der Zeit durch Kinderkehlen hinausschmettern zu lassen. —

P.

2.) FM. Erzherzog Friedrich mit Erzherzog Leopold Salvator, dem Generalobersten Conrad v. Hötzendorf und General v. Mackensen auf der Fahrt nach der Front bringt in einer feingetönten, farbigen Kunstbeilage Heft 13 von „Österreichs Illustrierte Zeitung“. Außerdem enthält das Heft dieser modernen Familienwohnschrift, wie immer auf das reichhaltigste und vornehmste ausgestattet, die Fortsetzung des Romanes „Anders zwitschern die Jungen“, die Skizze „Das Quartett“, den Aufsatz „Vom Läufer von Marathon zum General der achten Großmacht“, die Humoreske „Der Sepp und der Franz“, sowie eine große Anzahl belehrender und unterhaltender Artikel aller Art, die aktuellsten und interessantesten Aufnahmen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, Humor, Gedichte usw. Man abonniert (vierteljährlich 6 K) beim Verlage, Wien, VI., Bernabiteg. 7a.

3.) In großer Zeit. Schwertklänge aus unseren Tagen. Von Adolf Frankl. Preis K 1, mit Post K 1:10, von 10 Stück aufwärts portofrei. Das Buch gibt den Gefühlen und Stimmungen unserer großen, schicksalsschweren Zeit beredten und formschönen Ausdruck und wird nicht nur von unseren tapferen Kriegern, sondern von allen Deutschen und ihren wahren Freunden freudig begrüßt werden. Es ist ein Werk voll Kampfestrotz und Siegeskraft, voll Wucht und Schärfe; aber auch deutsche Innigkeit und erquickender Humor kommen wirksam zur Geltung, so daß dieses volkstümliche Buch in Stadt und Land von jung und alt gern gelesen werden und auch den Weg zu den verbündeten Heeren finden wird. Möchten sich alle Kreise und besondere auch alle deutschen Vereine für die Verbreitung dieses Werkes einsetzen, damit dem edeln Zwecke eine möglichst große Summe zugeführt werden kann. Der ganze Reinertrag wird zu gleichen Teilen dem Roten Kreuze und dem Silbernen Kreuze gewidmet, deren Bevollmächtigten auch voller Einblick in den Buchversand gewährt wird. Für jeden Einzelnen bedeutet es nur ein kleines Opfer von 1 Krone; aber mit vereinten Kräften können wir eine große vaterländische Tat vollbringen. Um recht zahlreiche Bestellungen und um Voreinsendung des Betrages bittet

der Deutsch-östr. Preßverein in Graz, Grabenstraße 38.

4.) Lebensvoller Sprachlehrunterricht von Hans Trunk. (Verlag Deuticke, Wien und Leipzig.) In den letzten Jahren hat sich im Volksschulunterricht ein bedeutender Wandel vollzogen: die Schule tritt mehr mit dem Leben in Beziehung, die Unterrichtserteilung gestaltet sich anregender, die Schüler werden zu aktiver Beteiligung an der geistigen Arbeit herangezogen. Und mit Recht, denn das unter freudiger Hingabe Selbsterarbeitete haftet sicherer und bietet die Gewähr zu selbständiger Anwendung. Nur im Sprachlehrunterricht macht sich trotz mancher bereits erschienenen bahnbrechenden Werke ein derartiger Wandel noch immer nicht allgemein bemerkbar. Die Sprachlehrstunde gilt nicht selten noch als von Lehrern und Schülern „gefürchtet“. Und doch kann und soll auch diese eine Stunde freudevoller Arbeit sein, deren Früchte sich im Verständnis der Sprache ebenso wie im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdrucke bemerkbar machen. Also lebensvoller Sprachunterricht! Und so betitelt sich das jüngst erschienene Werk unseres Altmeisters Trunk. Das Buch hält aber auch, was es verspricht! Das ist übrigens bei Trunk gar nicht anders zu erwarten; denn in ihm vereinigt sich umfassende Kenntnis der gesamten Fachliteratur mit hervorragender fachmännischer Begabung und Begeisterung. Als Fachlehrer der deutschen Sprache hat er auch in der Tat bewiesen, in wie hohem Maße die Jugend für den Sprachlehrunterricht empfänglich, ja begeisterungsfähig ist, wenn es der Lehrer versteht, ihn geist- und lebensvoll zu gestalten.

Das vorliegende Buch enthält eine Fülle der wertvollsten Anregungen, von denen man nur wünschen kann, daß sie allgemein in die Praxis Einkehr finden möchten. Dann würde die Sprachlehre in der Volksschule das werden, was sie sein soll: ein Mittel zur Bildung der Sprache! Trunk folgt den grundlegenden Forderungen Hildebrands („Vom deutschen Sprachunterricht“), indem er in erster Linie am lebenden, klingenden Worte die Sprache des Kindes bilden will. Den Stoff hiefür müsse das ganze Leben in und außer der Schule, also die Umwelt des Kindes liefern. Das Haus, die Schule, der Spielplatz, die Straße, Inschriften, Reime, Redensarten, Vorgänge aus dem Leben,

der Unterricht selbst, Lesestücke, Schülerfehler in schriftlichen Arbeiten usw. sollen der Ausgangspunkt für grammatische Belehrungen bilden. Trunk verweist da nachdrücklich auf die Notwendigkeit der Heranziehung des Dialektes. Die diesbezüglichen Anregungen verdienen ganz besondere Beachtung. Natürlich muß vorausgesetzt werden, daß der Lehrer nicht bloß die Schriftsprache, sondern auch die Sprache des Volkes sicher beherrscht. Nur dann wird er die Mittel und Wege finden, die geeignet sind, die Schüler allmählich zur Schriftsprache hinüberzuführen, ohne ihr natürliches Empfinden zu töten.

Trunk fordert ferner mit Recht eine eingehende Pflege der Wortkunde. Alles müssen die Schüler verstehen, daher sollen sie auch nicht von Person, Biegung, Abwandlung, Aussageweise, Grund, Zweck, Mittel, Bedingung usw. sprechen, ohne daß sie in das volle Verständnis dieser Bezeichnungen eingeführt wurden. Ein geistbildender Unterricht schließt die Forderung in sich, daß die Schüler urteilen, schließen usw., nicht aber bloß mechanisch im „Erfragen“ dressiert werden. In ausgeführten praktischen Lehrproben zeigt sodann Trunk in ungemein fesselnder Weise, wie sich seinen Forderungen gemäß die Durcharbeitung einzelner Lesestoffe z. B. der Silben, der Biegungsendungen, der Fallregierung, der Satzglieder, der Haupt- und Nebensätze u. a. zu gestalten habe.

Das ist in der Tat lebensvoller Unterricht! Ein vorzügliches Buch! Wenn der Sprachlehrunterricht den darin enthaltenen Anregungen entsprechend erteilt wird, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Lehrer und Schüler werden die Genugtuung haben, daß jede Sprachlehrstunde eine Quelle freudigen Schaffens ist.

Ü.-Lhr. Pokorn.

5.) Über das neue Zeichnen. In keinem Unterrichtszweige sind die neuzeitlichen Änderungen so gewaltig, ja geradezu ungeheuerlich, als wie im Zeichnen. Hier hat sich einfach alles, alles geändert. Schon die Anforderungen an die einfache Linie, an die einfachste Farbengebung hat sich ins vollste Gegenteil gewandelt. In geistiger Beziehung muß der Schüler nunmehr das Anschauen, Vorstellen, Reproduzieren, Zusammenstellen, Vereinfachen und besonders das Sichhineinfühlen lernen. Die körperliche Ausbildung fordert der flotte Strich. Die Gelenke der Finger und der Hand werden nicht mehr ausnahmslos geübt, sondern der ganze Arm, und nicht bloß der rechte, nein, auch der linke, u. zw. nicht nur einzeln, sondern beide gleichzeitig und es erscheinen die früher angestaunten Zirkuskünstler schier in den Schatten gestellt. Das verlangen die Einen; den Anderen genügt ein Stück Papier und eine Schere, um wahre „Scherenkünstler“ zu bilden. Mit völliger Verachtung des Bleistiftes und der Kohle werden direkt Silhouetten, Gegenstände, und aus farbigem Papier ganze Landschaften geschnitten. Die Dritten nehmen noch das Messer zu Hilfe, schneiden Patronen und Stempel, patronieren also und stampflierten.

So soll der Schüler in harmonischer geistiger und körperlicher Beziehung zur künstlerischer Reife gebracht werden, die die alten Meister durch viel Fleiß, viel Arbeit und noch mehr die geraume Zeit erst erreichten. Oder ist es etwa keine künstlerische Reife, wenn der Schüler ohne jede Vorzeichnung direkt mit dem Pinsel malen soll, wenn er durch einige flotthingeworfene Kleckse „improvisieren“, wenn er „illustrieren“ soll?

Diese und ähnliche Gedanken schwirrten mir durch den Kopf, als mir Heft 2 und 3 der technischen Jugendbücherei: **Schablonieren** von Capeller, Verlag: Natur und Kultur, München 23, Pres 75 Pf. pro Heft, in die Hände fiel. Schon die Einleitung überraschte mich. Die beiden Heftchen wollen nämlich bloß eine Anleitung zur Selbstbetätigung der Schüler sein. Das ist ihr richtiger Zweck. So können und werden sie Gutes leisten. Aber auch dem Lehrer werden sie Rat und Hilfe bringen, wenn er „schablonieren“ will oder muß. Als Anleitung sind die Heftchen leicht verständlich, klar und gründlich, daher sehr zu empfehlen.¹ Beide Heftchen enthalten fast auf jeder Seite Schablonenmotive. Im Interesse der Selbstbeschäftigung der Schüler wäre eine reichere Zahl einfacher, edler Motive wünschenswert. Der billige Preis erklärt indes die Sparsamkeit. Prof. Alfred Grimm.

Kleine Mitteilungen.

626.) **Die neue Tageszeit.** Die Einführung der „neuen Tageszeit“ hat gewiß ihre, wie allgemein bekannt, gute Seite. Man darf aber nicht alles über den gleichen Leisten schlagen; denn auch Schattenseiten haben sich zur Genüge gezeigt, so daß der Wert nach der jetzigen Art doch in Frage gestellt wird. In folgendem mögen nun die anhaftenden Mängel, die in Hinkunft leicht behoben werden können, auseinandergesetzt werden.

¹ Die eingestreuten Abbildungen der notwendigen Werkzeuge, Arbeitsgriffe usw. beleben und informieren.

Der Landwirt kann seine Arbeiten beim besten Willen nicht der neuen Tageszeit anpassen, denn am Morgen ist es, besonders Anfang Mai, noch so dunkel, daß er bei Besorgung der Haustiere unbedingt Licht benötigt wie durch den ganzen September; außerdem lassen die Kühe einen Wechsel der Melfzeiten ohne Schaden naturgemäß nicht zu, da diese morgens zu früh, abends zu spät erfolgen würden. Des Bauers Zeiteinteilung muß mithin jahraus, jahrein die gleiche bleiben. Die Mäharbeiten erfolgen ohne Uhr, so früh als möglich. Mithin ist die neue Tageszeit für den großen Bauernstand vollständig gegenstandslos.

Eng verknüpft mit diesem ist der Beginn der Unterrichtszeit auf dem Lande. Die Kinder gehen nach der „neuen Tageszeit“ erst um 9 Uhr zu Bett und können wegen der noch herrschenden Helle nicht einschlafen (im Juni und Juli wird dieser Mißstand ein noch größerer); sie müssen aber morgens um eine Stunde früher heraus, haben auch noch rechtzeitig nicht nur in der Schule, sondern auch in der Schulmesse zu sein; kein Wunder, wenn dadurch die meisten zu spät kommen, viele sich einfach an der Messe gar nicht beteiligen. Und wie sieht's erst im Gebirge aus! Hier müssen die Kinder noch in der Dunkelheit vom Hause fort, um den 1½-2stündigen Weg zur Schule zurückzulegen. Und sind sie ohne Verspätung (dies setzt aber einen überaus großen Pflichtleifer voraus) glücklich gelandet, werden sie schlaftrig, der Geist ist matt, der Erfolg leidet ungeheuer, denn das Kind schläft zu wenig. Die Folgererscheinungen — Nervosität, die ohnedies unter Kindern schon sehr stark verbreitet ist, — tragen zum Guten des heranwachsenden Geschlechtes nicht im mindesten bei, sondern bringen das Gegenteil. Wieviel schlimmer steht dies bei den Abc-Schützen, die doch, besonders auf dem Lande, zugleich mit den größeren Kameraden das Elternhaus verlassen! Wieviel schlimmer wird's im September! Da kann am Morgen in der Schule Licht gebrannt werden; beginnt doch der Unterricht nach der astronomischen Zeit um 1/27 Uhr, da noch die Sommerordnung gelten muß! Jetzt kommen die vielen Regentage hinzu, an denen die Sonne selbst nicht aufsteht mag... Man hat eben die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Darum fort mit einer Einrichtung, die das körperliche und geistige Wohl der Menschheit im zartesten Entwicklungsalter schädigt! (Gäbe es nicht höhere Rücksichten! D. Sch.)

Nun — wie wäre doch der Nutzen der „neuen Tageszeit“ ohne Gefährdung zu erlangen? Die Uhren lasse man gehen, wie sie bereits Jahrhunderte flaglos ihre Wege wandelten. Es werde bestimmt, daß in der ersten Hälfte des Mai alle Büro-, Geschäfts-, Handwerks- und Fabriksarbeit (diese wird nur dann des Nutzens gewahr, wenn nicht auch Nachtschicht eingeführt ist) um eine halbe Stunde, vom 16. Mai bis 15. September um eine Stunde und vom 16. bis einschließlich 30. September um eine halbe Stunde früher, mit 1. Oktober bis 30. April zur gewohnten Stunde beginnt. Der Eisenbahn- und Schiffsverkehr werde gar nicht tangiert; bei diesem würde die bisher übliche Einführung einer Sommer- und Winterordnung genügen. Die jetzige Einführung wird, besonders in der wärmeren Zeit, die Versorgung der Großstädte mit Milch auf das empfindlichste schädigen, da die wenigsten Dörfer mit Kühlklagen versehen sind, die Milch mithin vom Vortag bis zum Morgen, an dem die Eisenbahn sie mitnimmt, unbedingt fauer wird. Die Schule bleibe ebenfalls bei ihrer bisherigen Gesetzmäßigkeit nur mit der Einteilung, daß die Sommerordnung den Unterrichtsbeginn vom 1. Mai bis 30. September für 1/28 Uhr, die Winterordnung vom 1. Oktober bis 30. April für 8 Uhr festsetze. Der Bauernstand bleibe aus den eingangs angeführten Gründen vollständig unberührt.

Durch vorstehende Einteilung wäre der goldene Mittelweg eingeschlagen. Man habe nur offenes Ohr für die Stimmung des Volkes über die eingeführte „neue Zeit“. Mancher wird vielleicht den Schreiber dieser Zeilen einen Langschläfer heißen; mit nichts: denn dessen Schlaf währt von 10—1/25 Uhr „alte Zeit“.

627.) **Militärbrieftauben.**¹ Der Krieg hat die Möglichkeit und damit die Lebensberechtigung der Brieftaube bereits an vielen Plätzen gezeigt. Als beispielsweise in einer eingeschlossenen Festung alle oberirdischen Leitungen durchschnitten, sämtliche unterirdische Drähte und Kabel unterbrochen, alle Flüsse und Kanäle vom Gegner gegen Flaschenpost gesperrt waren, konnten Meldungen und Nachrichten zwar leicht bei günstiger Windrichtung durch Ballonpost aus der Festung in das Land außerhalb gesandt werden, doch die für eine völlig abgeschnittene Besatzung äußerst wichtigen Erkundigungen und Befehle hätten günstigstenfalls jedesmal auf dem Luftwege durch beherzte Flieger hineingetragen werden müssen. Deshalb hilft man sich in derartigen Fällen durch die Taubenpost.

Unsere deutsche Militärbrieftaube ist eine Kreuzung zwischen der lang schnäbeligen Antwerpener und der kurz schnäbeligen Lütticher Brieftaube. Sie ist etwas größer und stärker als die gewöhnliche Taube, hat eine Länge von ungefähr 36 Zentimeter, wiegt 0,50 bis 0,75 Kilogramm und ist meist schwarz oder dunkelbraun gefärbt. Scharfe Augen, starke Rücken- und Brustmuskeln, Orientierungssinn und Ausdauer sind ihr in hervorragendem Maße eigen und befähigen sie zu folgenden Leistungen:

Bei günstigem Wetter entwickelt sie eine Fluggeschwindigkeit bis zu 100 Kilometern, im Durchschnitt jedoch nur 55 bis 60 Kilometer in der Stunde, was immerhin noch 1000 Meter in der Minute sind. Die

¹ Aus der „Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/16“. Verlag der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Jedes Heft 25 Pfennig.

Flughöhe, aus der sie scharf beobachtet und sich dauernd orientiert, ist bei ungünstigem Wetter 100 bis 130 Meter, bei ruhigem, klarem 250 bis 300 Meter. Ein Herunterschießen mit Gewehren ist deshalb nicht immer erreichbar. Ihre Ausdauer ist sehr vom Alter abhängig und bei Berechnung der Flugweite dieses daher mit in Erwägung zu ziehen. Einjährige Tauben fliegen bis zu 150 Kilometer, zweijährige bis zu 300 Kilometer und ältere 600 bis 800 Kilometer. Ihre Tragfähigkeit beträgt — wenn ihre Geschwindigkeit nicht beeinträchtigt werden soll — 0,5 bis 1 Gramm. Doch sollen vereinzelte Tauben bei einer Last von 28 Gramm noch weite Strecken zurücklegen können, wenn sie allmählich an das Gewicht gewöhnt wurden. Man hat deshalb neuerdings Tauben eine winzige Kamera vor die Brust gebunden und auf mechanischem, selbstätigem Wege scharfe photographische Bilder von wichtigen Geländepunkten, wie Brücken, Viadukten, und dergleichen, aus der Vogelperspektive erhalten. Neben dieser neuesten Verwendung besteht noch die alte, die inzwischen sehr verbessert wurde. Mikroskopisch verkleinerte Blättchen mit Nachrichten werden in eine Federspule oder in ein Aluminiumröhrechen gesteckt, auch bisweilen in ein Gummiblättchen gewickelt und am Kiele der mittleren Schwanzfeder mit wachsgetränktem Seidenfadon befestigt. Der Empfänger braucht diese Depeschen nur photographisch zu vergrößern.

Schon im Frieden hat jede deutsche Festung mindestens 200 bis 1000 Militärbrieftauben. Eine der ersten Verfüungen im eroberten Belgien war das Verbot des Haltens von Tauben. So kam es, daß im Heere des Kaisers, der sich gewünscht hatte, daß jeder Arbeiter Sonntags sein Huhn im Topf habe, viele Soldaten zu einem zarten Täubchen kamen — noch dazu in den teuren Kriegszeiten.

628.) **Ansere Armee braucht Metalle!** Österreicher! Österreicherinnen! Die Tücke des Feindes hat Mittel erfunden, die darauf abzielen, die Schärfe unseres Schwertes abzutumpfen, die Stahlhärte der Kriegerherzen unserer kämpfenden Brüder, Satten und Söhne zu zersezten. Durch Aushungerung sollten wir mürbe und kleinmütig gemacht werden! Tapfer und ruhig im Regen der feindlichen Geschosse, haben wir tapfer und ruhig in der Heimat dem inneren Feinde, dem Hunger, in das Auge geblickt und ihn niedergerungen: wir haben die vorhandene Brotsfrucht brüderlich untereinander geteilt. Die Feinde wollen uns aber auch mehrlos machen, indem sie uns die Zufuhr jener Metalle unterbinden, deren wir zur Herstellung von Munition, das heißt zum Schutz unserer Heimat, zum Schutz der Ehre unserer Frauen, unserer Hütten, zum Schutz des Lebens unserer Kinder, unserer greifen Eltern bedürfen. Der inländische Vorrat an Metallen aller Art, in den verschiedensten Händen und Formen, ist unermesslich, so daß wir die andere uns von den Feinden zugesetzte Gefahr siegreich niederlämpfen werden. Es bedarf hier nur der Klarheit im Denken. Das Vaterland braucht Kupfer, Nickel, Aluminium, Messing, Rotguß, um den Einbruch der wüsten Horden in unsere schöne, geliebte österreichische Heimat abzuwehren. Alles abzuliefernde Metall wird sofort an Ort und Stelle zu guten, behördlich festgesetzten Preisen bezahlt. Österreicher und Österreicherinnen! In euren Wohnungen befinden sich zahlreiche Gegenstände aus den genannten Metallen. Rafft alles zusammen und tragt es zu einer der Einlösungsstellen, deren Standorte von der Behörde bekanntgegeben werden. Je inniger eure Erinnerung an einem oder dem anderen Gegenstande hältst, desto heiliger ist das Opfer, das ihr dem Vaterlande darbringst. Jeder Gebrauchsgegenstand aus den erwähnten Metallen ist durch einen modernen handlichen Gegenstand aus anderem Urstoffe ersetzbar. Landesgenossen! Wir wollen nicht, daß sich der Feind unser Kupfer aus unseren Wohnungen holt. Wir wollen es ihm entgegenseuern! Also nochmals: Der Kupferkessel in der Waschküche, das Metallgerümpel auf dem Dachboden, die tausendmal gepützten Kessel, Kannen, Schüsseln in der Küche, der alte Messingmörser, der durch Stein- oder Eisenmörser ersetzt werden kann, das alte Messingleuchterpaar, die Nippes und Nichtigkeiten aus dem Wohnzimmer, ihr alle sollt zu Patronen werden.

629.) **Die unbestiegbare Großmacht.** Wir haben bisher, schreibt Frhr. v. Grothuß im zweiten Maiheft des von ihm herausgegebenen „Türmers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeifer), noch alle unsere Feinde aufs Haupt geschlagen und dürfen der Zuversicht sein, mit ihnen allen fertig zu werden. Nur einer hat uns ungebeugt Trost geboten, nur eine Macht sich bisher als unbestiegbar erwiesen, die Großmacht — Wucherer. Der Wucherer ist der stärkste von allen, er ist der wahre Sieger in diesem Kriege und der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Mögen die Kämpfe hin oder her wogen, unsere Feldgrauen von einem Kriegsschauplatz auf den anderen geworfen werden, — der Wucherer wanbt und weicht nicht von seinem Platze; wie die Spinne sitzt er unbewegt in seinem Netz, dick und rot aufgedunnen von den verspeisten Blutopfern, mit lästerner, aber ruhiger Sicherheit der weiteren Opfer gewartig. Der Wucherer ist der Mann dieser „großen Zeit“, denn er hat die „Forderung des Tages“ begriffen: „Tue Geld in deinen Beutell!“ Und nichts kann einen charaktervollen Wucherer von der Erfüllung dieser wohlverstandenen Forderung abhalten. Gegen einen charaktervollen Wucherer ist alle Staats- und Regierungsgewalt ohnmächtig: „Uns kann keiner.“ Denn auch er spricht von sich, wie alle Majestäten, in der Mehrzahl: — Seine Majestät der Wucherer. Und ist er nicht in Wahrheit der Herrscher dieser Zeit? — .

Wenn es in der bisherigen Weise so weiter geht, nichts Durchgreifendes geschieht, kann es dahin kommen, daß alle unsere Opfer und Siege uns nicht davor bewahren werden, aus Englands Hand

einen englischen Frieden entgegenzunehmen. Es muß das rund heraus gesagt werden, weil es nicht auf eingebildeter, sondern tatsächlicher Gefahr beruht. Einer Gefahr, von der man im ganzen Volk nur nicht begreift, wie sie nicht erkannt oder auch nur unterschätzt werden kann. Noch ist es Zeit, sie abzuwenden, aber es ist die höchste Zeit, und was in der versäumten verloren und verdorben ist, läßt sich schon heute nicht mehr einbringen. Es bedarf keiner Prophetengabe, vorauszusagen, was uns alles auch im Innern noch erblühen wird, wenn nicht endlich zu rettenden Taten übergegangen wird. Bloße Erlässe (oder gar die schon zum Kinderspott gewordenen „wohlwollenden Mahnungen“!) sind keine Taten. An Worten aber hat das Volk in allen seinen Schichten so genug und übergewug, daß es weitere Worte, denen die durchgreifende Tat nicht auf dem Fuße folgt, nur noch mit verhaltener Empörung über sich ergehen läßt. Weil es dabei nur die Schmalgesichter der Wucherer zu einem breiten, vergnügten Grinsen sich verziehen sieht.

Talaufwärts durch den Krieg.

9.

Die aus den Lüsten herabgelassene Welt.

Da lag sie vor mir in ihrer Vielgestaltigkeit, mit ihrem tollen Treiben. Munition für Menschen, Pferde und Kanonen. Das war das Nächste. Hart an der Straße standen Baracken, aus denen bläulicher Rauch aufstieg. Wir gingen hin und sahen eine Feldbäckerei in vollem Betriebe. Der Kommandant begann: „Sehen Sie, meine Herren, dies alles: die sieben Backöfen, die Tröge und das Depot, haben wir in zwölf Stunden installiert und wir sind in der Lage, es in weiteren zwölf Stunden wieder samt und sondes auf die Räder zu bringen. Dabei erzeugen wir täglich 32.000 Brotlaibe.“ — Mir schwindelte bei der Zahl; indes die vollbesetzten Räume zeigten sie in Wirklichkeit. Und dieses ganze große Werk kann der Mann in zwölf Stunden mobil machen! Der Krieg geht eben nicht im Trott des Alltags; er arbeitet groß, aber auch flink. — Die braunen Laibe waren zu verlockend. Ich trat herzu und bat um einen. Dafür leerte ich meine Zigarettenbüchse. Wie das Brot mundete! Jeden zweiten Tag erhält der Soldat einen Laib; das reicht auch für den hungriesten Magen aus. — Die Munition für Pferde war nebenan in großen weiten Baracken untergebracht, die für Kanonen im stillen Waldesgrün. Der Feind sollte eben nicht wissen, wo das Munitions Lager steckt. Kommandant war ein Ungar, ein guter Fünfziger. Mit seinem martialischen Aussehen hätte er ganz gut in das Bild von

Wallensteins Lager gepaßt. Der gute Mann hatte es nicht nötig, in den Krieg zu ziehen, — er wäre als Staatsbeamter beurlaubt worden. Allein es litt ihn nicht daheim. Als er nun zur Truppe kam, bat er, daß man ihm irgendeine „Wirtschaft“ zu betreuen gebe, denn darauf verstehet er sich. Unweit von Budapest war nämlich der Herr Rat in freien Stunden Bauer; dort grub er und schaufelte er und jätete er und mähte er. „Ei,“ dachte er nun bei sich, „im Kriege wird es auch manches geben, was einen guten Blick und die richtende Hand im Hauswesen braucht!“ So kam er denn als Munitions-lager-Kommandant an. Sein Reich dehnte sich im Geviert vor uns aus. An den Seiten reichte sich Baracke an Baracke; in ihnen steckte das tödbringende Blei. Eine Tafel vor jedem Häuschen gab an, was neu hinzugekommen war, was dem Lager entnommen wurde. „Über jede Patrone muß Buch geführt werden!“, so lautete die Parole des Haudegens. Wie ich so den Blick über die Kisten gleiten ließ, sprach ich: „Wieviel Todesopfer sind hier aufgespeichert! Wen wird dieses Geschöß, wen jenes niederreißen? So blank, so jungfräulich, so lockend glänzt es mir entgegen und Unheil, Schrecken, Verderben birgt es in seiner Hülle . . .“

Der Herr Magyar-Kommandant war nicht so sentimental. Er meinte: „Worum hot der Schuft drüber ongefongan!?“ — Um mich von meinen trüben Gedanken ab-

zuziehen, führte mich der biedere Hauptmann zu seiner Küche. Sie war sein Stolz. Und mit Recht. Keine gute Hausfrau, keine brave Köchin kann diese Nettigkeit, diese Ordnung, diesen Glanz aufweisen. Das Einzige, was nicht glänzte, das waren die fahlen Gesichter der ungarischen Köche. Aber sonst war über die Baracken ein heller Schimmer ausgegossen. Neben der Küche waren lange Tische und Bänke — der Menagesaal im freien. Weiterhin befand sich die Stätte, die als Verdauungsendstation nicht fehlen durfte. Der gestrenge Kommandant ward ernst und sprach mit Nachdruck: „Dass wir bei uns niemals Seuchen gehabt haben, das haben wir der strengen Ordnung und Reinlichkeit beim Verlauf der menschlichen Bedürfnisse zu verdanken. Würde ich es dulden, dass der Soldat wie das Tier nicht Ort und Sitte kennt, so gäb's Bazillen allerorts und wir wären verloren. Dort drüben ist ein Gasthaus, in dem unsere Vorsichtsmaßregeln nicht beachtet wurden. Die Folge ist Typhus. Nur 100 Schritte trennen uns; dort Tod, hier Leben. Glauben Sie mir, die Latrine spielt im Kriege die Rolle wie die Kanone; die eine wehrt den Feind ab, die andere die Seuche!“ —

Neben Zucht, Reinlichkeit und Ordnung fand ich bei dem Praktiker noch eines: den nichtruhenden Arbeitstrieb. Was er selbst in reichem Maße besaß, verlangte er auch von seinen Untergebenen. Er schloss so: „Solange der Mon orbaitet, denkt er an nichts onderes und do is er lustig. fehlt ihm ober Orbait, so songt er on, hin und her zu grübeln; er geht mit seine Gedanken nach Hause und aus is donn mit patriotische Be- gaisterung.“ — In der Tat ein probates Mittel! Tätigkeit schützt vor dumpfem Hin-brüten. Da es nun in der kleinen Welt nicht

immer ausreichend Beschäftigung gab, so half sich der kluge Mann u. a. auf folgende Weise: Er ließ ein Bächlein in eine neue Rinne gleiten. Dazu erschien ein Graben nötig. Wie nun dieser fertig war, sprach der Kommandant: „O du verfl... Geschicht, jetzt hab ich ganz vergess'n, dass der Grob'n muß dort verlaufen! Geschwind deckt ihr ihn zu und grobt dort einen neuen!“ — Und dabei sahen die Äuglein unter den dicken Brauen so pfiffig in die Welt, als wollten sie sagen: „Seht, da habe ich wieder einen Tag Nichtstun beglichen!“ — „Aber in der Nacht, da kann der Soldat dennoch seinen Gedanken nachhängen!“ — Darauf der Herr Hauptmann: „Wenn er gonzen Tog sich hot gerackert, wird ihm Nochdenken vergehn, do wird er fain schlaf'n!“ Ob der findige recht hatte? Wer wird's bezweifeln!

Am 18. August gab es im Munitions-lager eine große Feier. Zu Beginn wurde im Mittelraume ein feldgottesdienst zelebriert. Sodann hielt unser Kommandant eine schneidige Ansprache. Zum Schlusse war ein Volks-fest angesagt. Programm: Sadlaufen, Rin-gen, Weit- und Hochsprung, Akrobatische Künste. Schluss: Wurstessen. — Ich reichte

meinem Führer die Hand und sagte gerührt: „Sie sind in der Tat der rechte Mann auf dem rechten Orte. Die Soldaten und das Kommando sind um eine solche Kraft zu beneiden.“ — Der „Freiwillige“ wehrte ab und sagte: „Mir von oledem! Ober mir mocht es große Fraude, dass ich dem Vater-lond dienen kann und doß olles so gut klappt. Glauben Sie mir, lieber Freind, wer lustig und fleißig ist, dos is ein guter und geschaiter Mensch. Nur der Schlechte oder der Dumme ist faul.“ —

(Wird fortgesetzt.)

Polack-Ecke.

9.

Es gibt der Arbeit Federkraft, wenn man sich sicher im Sattel fühlt.¹ 5. Aug. 1912.

¹ Aus einem Briefe an den Kaiserl. Rat A. Hofer in Wien. (Bisher noch nicht veröffentlicht.)

Schriften von Dr. Rudolf Peerz.

(Bezug durch die Verwaltung der „Blätter für den Abteilungsunterricht“ in Laibach.)

1. Talaufwärts von Schule zu Schule.

(Eine lustige und lehrreiche Schulwanderung.) — 3. Auflage. Reich illustriert, mit der Ergänzung „Talabwärts von Schule zu Schule“ (Die Wanderung nach 7 Jahren) versehen. Elegant gebunden 3 K (2 K).

2. Das Zeichnen nach der Natur in der Landschule.

3. Auflage. 7. Tausend! — Geheftet 1 K 50 h (1 K), geb. 2 K (1 K 50 h)

3. Die gegenwärtigen sozialpolitischen Aufgaben der Lehrerschaft.

Aufsehenerregende Rede; ein Programm für die Zukunft. 40 h.

4. Der heimatkdl. Unterricht im Dienste der Volkswirtschaft.

Eine sozialpädagog. Studie. Preis 1 K (70 h).

5. Grüsse an unsre tapfere Armee.

(Unter der Mitwirkung von 50 Mitarbeitern herausgegeben.) — 1 K (50 h).

6. Kreuz und quer von Schule zu Schule.

(Eine Wanderfahrt durch das österr. Alpengebiet.) 2. Auflage. — Elegant gebunden 2 K (1 K 50 h), geheftet 1 K 50 h (1 K).

7. Anleitung zur Ausarbeitung von Prüfungsthemen.

Allgemeine, aus der Praxis geschöpfte Leitsätze, Ratschläge und Beispiele in Dispositionen. Preis 40 h.

8. „Blätter für den Abteilungsunterricht“.

(Monatschrift zur Förderung des österreichischen Schulwesens.) —

a)	1., 2., 3. Jahrgang (1904, 1905, 1906) als Buch in 3. Auflage erschienen (geheftet)	4 (3) K
	elegant gebunden	5 (4) "
b)	4. Jahrgang (1907) als Buch in 4. Aufl. erschienen (geh.)	3 (2) "
	elegant gebunden	4 (3) "
c)	5. (1908) in Heften	4 (3) K gebunden
d)	6. (1909) "	6 (4) "
e)	7. (1910) "	6 (4) "
f)	8. (1911) "	6 (4) "
g)	9. (1912) "	6 (4) "
h)	10. (1913) "	6 (4) "
i)	11. (1914) "	6 (4) "
k)	12. (1915) "	6 (4) "

Alle Jahrgänge bis einschl. 1915 in eleg. Bänden, Lexikonformat, 50 K. Bis 20 K Ratenzahlung zu 2 K monatlich, über 20 K zu 4 K. Einsendung mittelst Erlagscheinen. Mappen à 1 K und Einbanddecken à K 1-10 vorrätig. Der Bezug der „Bl.“ kann mit jedem Monate beginnen.

Schüller's Tintenextrakt

„Efesin“ O. S. — beste Schultinte

1/2 kg Dose K 5.80 (für 20—25 l Tinte)

1 Karton K 5 (enthält 4 kleine Dosen für je 3—4 l Tinte).

Vorzüglicher Ersatz für die jetzt teuren Eisengallustinten.

Außerdem sind flüssige Eisengallus-Tintenextrakte, trockene „Efesin“-Tintenextrakte in bekannter Güte, sowie Reformkreide, Schultafellack stets lieferbar. — Preisliste steht zu Diensten.

Tintenfabrik Franz Schüller in Amstetten, Niederösterreich.



Größtes Uhren-, Gold- und
optisches Warenversandhaus

Max Eckstein

Wien I,
Widdermarkt Nr. 5.

K. k. beeideter Sachverständiger.

Lieferung an alle P. T. Lehrer
und Lehrerinnen in bequemen
Teilzahlungen.

Verlangen Sie illustrierte Preis-
liste gratis und franko.

Schulen und Ämter decken ihren Bedarf an

Stauböl

zur Imprägnierung von
Fußböden gegen Staub,

Urinöl

zur Geruchloshaltung u.
Desinfektion v. Pissoirs,

Kermitt

festes Fegemittel zur
staublosen Reinigung v.
Fußböden aller Art,

Technische Öle und Fette für Maschinen, Motore, Zylinder, Leder,
Riemen und Wagen, bestens und billigst bei

ALOIS LENNAR

WIEN, VI., Anilingasse 2, Telephon Nr. 7502.

Kontrahent der niederösterreichischen Statthalterei. Lieferant für die meisten
Mittelschulen Österreichs und vieler Behörden.